

Mainz 1980

Die Mediatisierung der ehemaligen reichsunmittelbaren Standesherrn
und Reichsritter im Herzogtum Nassau

Dissertation
zur Erlangung des Grades eines
Doktors der Rechte

des Fachbereichs Rechts- und Wirtschaftswissenschaften der

Johannes Gutenberg-Universität

vorgelegt von

HARRY MÖNZING

Regierungsrat in Mainz

1980



Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546305_0038

Die Mediatisierung der ehemaligen reichsunmittelbaren Standesherrn
und Reichsritter im Herzogtum Nassau

Dissertation
zur Erlangung des Grades eines
Doktors der Rechte

des Fachbereichs Rechts- und Wirtschaftswissenschaften der

Johannes Gutenberg-Universität

vorgelegt von

H A R R Y M Ü N Z I N G

Regierungsrat in Mainz

1 9 8 0



Erstberichterstatter : Professor Dr. iur. Dr. phil. Hans Werle
Zweitberichterstatter : Professor Dr. iur. Gunter Gudian
Tag der mündlichen Prüfung: 9. Dezember 1980

Meinen Eltern
in Dankbarkeit gewidmet

Vorwort

Die Mediatisierung auf Grund der Rheinbundakte vom 12. Juli 1806 ist bisher in vielerlei Einzelaspekten untersucht worden. Die vorliegende Arbeit zeigt insbesondere aus staatsrechtlicher Sicht die Bemühungen des Herzogtums Nassau bei der Eingliederung der ehemaligen reichsunmittelbaren standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Territorien in das Staatsgebiet.

Zur Behandlung der Thematik wurde ich von meinem verehrten Lehrer, Herrn Prof. Dr. Dr. Hans Werle, angeregt. Zahlreiche Gespräche, die ich mit ihm führen durfte, und wertvolle Hinweise, die er mir gab, waren daher der Untersuchung in einem besonders hohen Maße förderlich. Ihm gilt mein vornehmlicher Dank.

Darüber hinaus möchte ich mich bei den Damen und Herren des Hessischen Staatsarchives, Wiesbaden, herzlich für ihre wertvolle Unterstützung bedanken.

Mainz, im Jahre 1980

Harry Münzing

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

	Seite
Einleitung	1 - 2
A. Das Herzogtum Nassau bis zum Erlaß der Rheinbundakte im Jahre 1806	3 - 15
I. Die geschichtliche Entwicklung	3 - 5
II. Die Verfassungs- und Rechtsgeschichte	6 - 15
1. Die Verfassungsgeschichte	6 - 11
a) Nassau - Weilburg	8
b) Nassau - Usingen	9
c) Nassau - Oranien	9 - 11
2. Die Rechtsgeschichte	11 - 15
a) Nassau - Oranien	12 - 13
b) Nassau - Weilburg	13 - 14
c) Nassau - Usingen	14 - 15
B. Die Mediatisierung im Herzogtum Nassau	16 - 169
I. Die Eingliederung der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Gebiete in das Herzogtum Nassau	16 - 40
1. Die politischen und territorialen Ver- hältnisse in Nassau bis zum Abschluß der Rheinbundakte	16 - 20
2. Das Verhalten der Standesherrn und Reichsritter gegenüber der sich abzeich- nenden Mediatisierung	20 - 25
a) Die Standesherrn	21 - 22
b) Die Reichsritterschaft	22 - 23
c) Die Auswirkungen durch Nassaus Beitritt zum Rheinbund	24 - 25

	Seite
3. Die Aufhebung der Selbständigkeit der standesherrlichen und reichsritter- schaftlichen Gebiete	26 - 40
a) Die Besitzergreifung	26 - 30
b) Die Reaktionen der Standesherrn und Reichsritter auf die sich abzeichnende Besitzergreifung und ihr Verhalten nach der Unterzeichnung der Rheinbundakte durch Nassau	30 - 38
c) Die verwaltungsorganisatorischen Voraus- setzungen für die Administration der neu erworbenen Gebiete	38 - 40
II. Die Rheinbundakte als Ermächtigungs- grundlage für die Mediatisierung	41 - 75
1. Die staatsrechtliche Qualifizierung der Auflösung des Deutschen Reiches und die Gründung des Rheinbundes	41 - 44
2. Der Rheinbund	44 - 46
3. Die Auslegung der die Mediatisierung be- treffenden Artikel der Rheinbundakte	46 - 51
4. Die aus dem Begriff der Souveränität fließenden Souveränitätsrechte	52 - 58
5. Art. 26 und Art. 27 der Rheinbundakte aus nassauischer Sicht	58 - 67
6. Die Auslegung der Begriffe "Souveräni- tät" und "Souveränitätsrechte" durch die nassauischen Mediatisierten	68 - 73
7. Eigene Stellungnahme zu Art. 26 und Art. 27 der Rheinbundakte und zu den von Gärtner und Stephan vertretenen Auslegungen	73 - 75

	Seite
III. Die Staatsorganisations- und Verfassungsentwicklung im Herzogtum Nassau vom Beitritt zum Rheinbund (1806) bis zur Verkündung der Nassauischen Konstitution (1814)	76 - 80
IV. Die Handhabung der Souveränitätsrechte gemäß der Rheinbundakte in den standes- und reichsritterschaftlichen Gebieten während der Rheinbundzeit	80 - 126
1. Die standesherrlichen Gebiete	80 - 110
a) Wied - Neuwied	80 - 87
b) Wied - Runkel	87 - 93
c) Solms - Lich	93 - 98
d) Solms - Braunfels	99 - 102
e) Anhalt - Bernburg - Schaumburg	102 - 104
f) Oranische Gebiete	104 - 106
g) Waldbott - Bassenheim	107 - 108
h) Zusammenfassung	108 - 110
2. Die reichsritterschaftlichen Gebiete	111 - 126
a) von Coudenhoven	111 - 112
b) von der Leyen	113 - 116
c) vom Stein	117 - 118
d) von Sickingen	118 - 119
e) von Schönborn/von Frankenstein	120 - 121
f) von Boos-Waldeck	121 - 123
g) von Preuschen	123 - 124
h) von Waldbott-Bassenheim	124
i) von Marioth	124 - 125
j) Zusammenfassung	125 - 126

	Seite
V.	Vergleich der nassauischen Regelung der standesherrlichen und reichsritter- schaftlichen Verhältnisse mit den ba- dischen Verordnungen vom 22. Juli 1807 und den hessischen Deklarationen vom 1. August/1. Dezember 1807
	127 - 134
1.	Die Regelung der standesherrlichen Verhältnisse
	127 - 130
2.	Die Regelung der reichsritterschaft- lichen Verhältnisse
	130 - 133
3.	Die Regelungen in Hessen-Darmstadt
	133 - 134
VI.	Von der Auflösung des Rheinbundes und der Gründung des Deutschen Bundes bis zu den Verhandlungen auf dem Wiener Kongress
	135 - 147
1.	Die politischen und territorialen Veränderungen
	135 - 138
2.	Das Herzogtum Nassau in der Zeit der Befreiungskriege bis zu dem Wiener Kongress
	138 - 140
3.	Die Konstituierung der landständischen Verfassung unter Berücksichtigung der Standesherren und Reichsritter
	140 - 143
4.	Die Bemühungen der Mediatisierten auf dem Wiener Kongress
	143 - 147
a.	Die Standesherren
	143 - 145
b.	Die Reichsritterschaft
	145 - 147

	Seite
VII. Die Regelung der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Verhältnisse nach dem Wiener Kongress	148 - 169
1. Die standesherrlichen Gebiete	149 - 159
a. Leiningen - Westerburg	149 - 151
b. Wied - Neuwied/Wied - Runkel	151 - 153
c. Solms - Lich	153
d. Anhalt - Bernburg - Schaumburg	154 - 156
e. Waldbott - Bassenheim	156 - 158
f. Zusammenfassung	158 - 159
2. Die reichsritterschaftlichen Gebiete	159 - 167
a. von Coudenhoven	159 - 160
b. von Sickingen	160 - 162
c. von der Leyen	162
d. von Schönborn/von Frankenstein	162 - 163
e. von Boos-Waldeck	163 - 164
f. von Waldbott-Bassenheim	164
g. von Preuschen	165
h. von Marioth	165
i. vom Stein	166
j. Zusammenfassung	166 - 167
3. Die Beendigung der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Regelungen	167 - 169
C. Die Mediatisierten unter preussischer Oberherrschaft	170 - 173
D. Zusammenfassung	174 - 176

LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS

A. Literaturverzeichnis

- Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde 88 Bde
Wiesbaden (zitiert: NAN, die Zahlen bedeuten
Band/Seite).
- Ansfeld, E.: Die Besitzergreifung der nassau-oranischen Lan-
desteile für den Großherzog von Berg im Jahre
1806. In: NAN 19 1885/1886 S. 189 - 218.
- Aretin, Karl Otmar Freiherr von: Heiliges Römisches Reich
1776 - 1806. Reichsverfassung und Staatssouverä-
nität. 2 Teile Wiesbaden 1967
- Behr, Wilhelm Joseph: Systematische Darstellung des Rheinischen
Bundes aus dem Standpunkt des öffentlichen Rechts.
Frankfurt/M 1808.
- Berg, G.H. v.: Abhandlungen zur Erläuterung der Rheinischen Bundes-
acte, 1. Theil, Hannover 1808
- Berghaus, Heinrich:-Deutschland seit hundert Jahren. 2 Abt. in
5 Bänden Leipzig 1859 - 1862
I. Abt. Bd. 2 zitiert: Berghaus (100))
-Deutschland vor fünfzig Jahren. 2. Abt. in 3 Bän-
den Leipzig 1861 - 1862 (zitiert: Berghaus (50))
- Bernath, Mathias: Die auswärtige Politik Nassaus 1805 - 1812.
Ein Beitrag zur Geschichte des Rheinbundes und
der politischen Ideen am Mittelrhein zur Zeit
Napoleons. In: NAN 63 1952 S. 106 - 192.
- Bitterauf, Theodor: Die Gründung des Rheinbundes und der Unter-
gang des alten Reiches. Bd. 1 München 1905.
- Bohrmann, G.: Nassauische Gebiete im 19. Jahrhundert. In:
Nassovia 1906 Wiesbaden S. 106, 118, 132, 146.

- Bornhak, Conrad: Deutsche Verfassungsgeschichte vom westfälischen Frieden an. In: Bibliothek des öffentlichen Rechts Bd. VII Stuttgart 1934
- Böttger, Ludwig D.: Analecten aus den Nassauischen und Solmsischen Rechten. 1. Theil Herborn 1804.
- Brauer, Johann Niklaus Friedrich: Beyträge zu einem allgemeinen Staatsrecht der Rheinischen Bundes-Staaten in Fünfzig Sätzen. Karlsruhe 1807.
- Conrad, Hermann: Deutsche Rechtsgeschichte. 2 Bde. 2. Aufl. Karlsruhe 1966.
- Conrady, Ludwig: Die Geschichte des Hauses Nassau von den ältesten Zeiten bis zu den ersten Trägern des Namens Nassau. In: NAN 26 1894 S. 1 - 133.
- Dickel: Die Sonderrechte der deutschen Standesherrn im Reiche und in den einzelnen Bundesstaaten. Wernigerode a.H. 1903.
- Domarus, M.: Steins Verweigerung des nassauischen Untertaneneides und ihre Vorgeschichte. In: NAN 51 1931/1932 S. 18 - 49.
- Eggers, Freiherr von: Deutschlands Erwartungen vom Rheinischen Bunde. Braunschweig 1808.
- Feine, Hans Erich: Zur Verfassungsentwicklung des Heiligen Römischen Reiches seit dem Westfälischen Frieden. In: Zeitschrift Savigny-Stiftung (ZRG) Bd. 52 Germ. Abt. Weimar 1932 S. 65 - 133.
- Fritzmeier, Irmgard: Die Ausbildung einer zentralen Behördenorganisation der Grafen bzw. Fürsten von Nassau-Weilburg. Phil. Diss. Frankfurt/M. 1942.
- Gagern, Hans Christoph Ernst Frh. von: Mein Antheil an der Politik. 2 Bde. Stuttgart und Tübingen 1823 und 1826.
- Galéra, Karl Siegmars von: Vom Reich zum Rheinbund. Weltgeschichte des 18. Jahrhunderts in einer kleinen Residenz Neustadt a.d. Aisch 1961

VIII

- Geck, Elisabeth: Das Fürstentum Nassau - Saarbrücken - Usingen im 18. Jahrhundert. Phil. Diss. Mainz 1953.
- Gensicke, Hellmuth: - Untersuchungen über Besitz und Rechtsstellung des Herren zu Lipporn und Grafen von Laurenburg. In: NAN 65 1954 S. 62 - 80
- Untersuchungen über die Anfänge des Hauses Laurenburg-Nassau. In: NAN 66 1955 S. 1 - 10.
- Goenner, Nikolaus Taddaeus von: Teutsches Staatsrecht. Landshut 1804.
- Goldschmidt, David: Die Sonderrechte der Mediatisierten Preußens nach dem öffentlichen Recht Preußens und des deutschen Reiches. In: Arbeiten aus dem juristisch-staatswissenschaftlichen Seminar der Königlichen Universität Marburg Heft 8 Marburg 1909.
- Gollwitzer, Heinz: Die Standesherren. Die politische und gesellschaftliche Stellung der Mediatisierten 1815 - 1918. Ein Beitrag zur deutschen Sozialgeschichte. 2., durchgesehene und ergänzte Auflage Göttingen 1964.
- Häberlin, Karl Friedrich: Handbuch des teutschen Staatsrechts. 3 Bde. Frankfurt und Leipzig 1794 - 1797
- Heffter, August Wilhelm: Die Sonderrechte der souveränen und der mediatisierten vormals reichsständischen Häuser Deutschlands. Berlin 1871.
- Heigel, Karl Theodor: Deutsche Geschichte. 2 Bde. Stuttgart und Berlin 1911.
- Henche, Albert:
 - - Die nassauische Politik auf dem Rastatter Kongress. In: NAN 50 1929 S. 92 - 116.
 - - Die nassauische Politik zur Zeit des Reichsdeputationshauptschlusses. In: NAN 50 1929 S. 179 - 217.
- Hoff, Johann Friedrich: Die Mediatisiertenfrage in den Jahren 1813 - 1815. In: Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte Heft 46 Berlin und Leipzig 1913.

- Hömig, Klaus Dieter: Der Reichsdeputationshauptschluß vom
25. Februar 1803 und seine Bedeutung für Staat
und Kirche, Tübingen 1969
- Huber, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789.
3 Bde. Stuttgart 1957 - 1963.
- Huber, Max: Die Staatensuccession Leipzig 1898.
- Ingelmann, Alfons: Ständische Elemente in der Volksvertretung nach
den deutschen Verfassungsurkunden der Jahre 1806 -
1819. In: Abhandlungen aus dem Staats- und Ver-
waltungsrecht Heft 33 Breslau 1914.
- Jellinek, Georg: Allgemeine Staatslehre. 3. Aufl. 6. Neudruck
Darmstadt 1959.
- Jünger, H.: - Die Nassauischen Landrechte. Wiesbaden 1895.
- - Territorien und Rechtsquellen im Bezirk des Ober-
landesgerichtes zu Frankfurt/M. Wiesbaden 1896.
- Jüngst, W.: Verfassung und Verwaltung von Nassau - Oranien
von 1743 - 1806. Phil. Diss. Frankfurt/M 1923.
- Kimminich, Otto: Deutsche Verfassungsgeschichte. Frankfurt/M. 1970.
- Klüber, Johann Ludwig: Öffentliches Recht des Teutschen Bundes und
der Bundesstaaten. 4. Aufl. Frankfurt/M 1840.
- Knemeyer, Franz-Ludwig: Regierungs- und Verwaltungsreformen in
Deutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts.
Köln und Berlin 1970.
- Lehmann, Max: Freiherr vom Stein. 3 Bde. Leipzig 1902 - 1905.
- Laut, Robert: Territorialgeschichte der Grafschaft Diez, samt
den Herrschaften Limburg, Schaumburg und Holz-
appel. Phil. Diss. Marburg 1943.
- Lissek, Vincens M.: Die Mediatisierung des Fürstentums Wied-Neu-
wied (1806 - 1848). In: NAN 80 1969 S. 160 - 239.
- Marner, Waldemar: Die Verfassung des Herzogtums Nassau von 1814,
ihre Entstehung und Entwicklung. Jur. Diss. Mainz
1953.

- Maurenbrecher, Romeo: Grundsätze des heutigen Staatsrechts.
3. Aufl. Frankfurt/M 1847.
- Meister, Robert: Nassau und die Reichsritterschaft vom Reichs-
deputationshauptschluß bis zum Wiener Kongress
(1803 - 1815). In: Historische Studien Heft 153
Berlin 1923. Neuauflage: Vaduz 1965.
- Merker, A.: Die Steuerreform im Herzogtum Nassau von 1806 -
1814. In: NAN 37 1907 S. 72 - 142.
- Moser, Johann Jakob: Neues teutsches Staatsrecht . 23 Bde.
Frankfurt und Leipzig 1766 - 1782 Neudruck: Os-
nabrück 1967.
- Nahmer, Wilhelm von der: Handbuch des Rheinischen Particular-
Rechts. 3 Bde. Frankfurt/M 1832.
- von Oer, Rudolfine Freiin: Der Friede von Pressburg. Münster/Westf.
1965.
- Pertz, G.H.: Das Leben des Ministers Freiherr vom Stein, 6 Bde.
Berlin 1849 - 1855.
- Pfeiffer, Hermann: Der nassauische Schultheiß seit Mitte des 15.
Jahrhunderts als Organ der Gerichtsbarkeit.
Jur. Diss. Marburg 1912.
- Phillips, Georg: Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. 4. Aufl.
München 1859.
- Prössler, Helmut: Friedrich Ludwig Christian Graf zu Solms-Lau-
bach 1769 - 1822, Sein Lebensweg von 1769 - 1806.
In: Quellen und Forschungen zur hessischen Geschich-
te, herausgegeben von der Hessischen Historischen
Kommission Darmstadt 1957.
- Püttner, Johann Stephan: Historische Entwicklung der heutigen
Staatsverfassung des Teutschen Reiches. 3. Aufl.
Göttingen 1798/1799.

- Real, Willy: Der Friede von Basel. In: Baseler Zeitschrift
Bd. 50 1951 S. 27 - 228.
- Der Rheinische Bund: Zeitschrift in 23 Bde., herausgegeben von
P. A. Winkopp Frankfurt/M 1807 - 1812 (zitiert:
Winkopp).
- Rössler, Helmut: - Zwischen Revolution und Reaktion. Ein Lebensbild
des Reichsfreiherrn Hans Christoph von Gagern
1766 - 1852. In: Veröffentlichungen der Histori-
schen Kommission für Nassau Bd. 14 1958.
- - Die Oranier. In: NAN 71 1960 S. 1 - 12.
- von Roeßler, Philipp: Die historischen Begebenheiten und die Ent-
wicklung der staatlichen Einrichtungen in den
Nassauischen Landen. Wiesbaden 1893.
- Sarholz, Hans: Das Herzogtum Nassau 1813 - 1815. Ein Beitrag
zur Geschichte des Rheinbundes und der Befreiungs-
kriege. In: NAN 57 1937 S. 55 - 119.
- Sauer, Wilhelm: - Das Herzogtum Nassau in den Jahren 1813 - 1820.
Ein Beitrag zur Geschichte der gleichzeitigen Bewe-
gungen in Deutschland. Wiesbaden 1893.
- Nassau unter dem Minister von Marschall. In: NAN
22 1886/1888 S. 79 - 118.
- Schäfer, Edgar: Die Polizei im Herzogtum Nassau. Jur. Diss. Mainz
1972.
- Schliephake/Menzel: Geschichte von Nassau von den ältesten Zeiten
bis auf die Gegenwart. 7 Bde. Wiesbaden 1879 - 1889
(zitiert: S/M)
- Schönborn, W.: Staatensukzession. In: Handbuch des Völkerrechts
Bd. 2, 3. Abt. Stuttgart 1913.
- Schröder/Künssberg: Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte.
7. Aufl. Leipzig und Berlin 1932.
- Schütz, Friedrich D. von: Geschichte des Herzogtums Nassau.
Wiesbaden 1853.

- Schwerin/Thieme: Grundzüge der deutschen Rechtsgeschichte.
4. Aufl. Berlin und München 1950.
- Spangenberg, Ilse: Hessen Darmstadt und der Deutsche Bund
1815 - 1848 Darmstadt 1969
- Spielmann, Christian: Geschichte von Nassau (Land und Haus) von
den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart in drei Teilen. Wiesbaden 1909.
- Stier - Somlo, Fritz: Deutsches Reichs- und Landesstaatsrecht.
Bd. 1 Berlin und Leipzig 1924.
- Vix, Ernst: Die Verwaltung des Herzogtums Nassau. Jur. Diss.
Marburg 1950.
- Vogel, C.D.: Beschreibung des Herzogtums Nassau. Wiesbaden 1843.
- Vollgraff, Karl: - Die teutschen Standesherrn. Ein historisch-
publicistischer Versuch. Gießen 1824.
- Über die Unverletzbarkeit der standesherrlichen
Eigentums-Rechte. Marburg 1837.
- Weicker, G.: Die Haltung Kursachsens im Streite um die unmittel-
bare Reichsritterschaft in den Jahren 1803 - 1806.
Phil. Diss. Rudolstadt 1906.
- Weidenbach, A. J.: Nassauische Territorien vom Besitzstande unmit-
telbar vor der französischen Revolution bis 1866.
In: NAN 10 1870 S. 252 - 360.
- Werle, Hans: Kirchenpatronat und staatliche Gesetzgebung im 19.
und 20. Jahrhundert. Ein Beitrag aus dem Gebiet
der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau.
In: Jahrbuch der hessischen kirchengeschichtlichen
Vereinigung Bd. 13 1962 Darmstadt 1962
- Zachariä, Heinrich Albert: Deutsches Staats- und Bundesrecht.
2 Bde. 3. Aufl. Göttingen 1865.
- Zintel, Joseph: Entwurf eines Staatsrechts für den rheinischen Bund
nach den Grundsätzen des allgemeinen Völkerrechts.
München 1807.

- Zoepfl, Heinrich: Grundsätze des Gemeinen Deutschen Staatsrechts mit besonderer Rücksicht auf das Allgemeine Staatsrecht und auf die neuesten Zeitverhältnisse.
2 Teile 5. Aufl. Leipzig und Heidelberg 1863.

B. Gedruckte Quellen

- Acten des Wiener Congresses in den Jahren 1814 und 1815.
9 Bde. Neudruck der Ausgabe von 1815: Osnabrück 1966, hrsg. von Johann Ludwig Klüber.
(zitiert: Klüber, Akten)
- Archiv der Großherzoglich Hessischen Gesetze und Verordnungen
8 Bde. Darmstadt 1834 - 1839
(zitiert: Archiv Gesetze I)
- Corpus Constitutionum Nassovicarum 4 Bde. Dillenburg 1796.
Hrsg. von August Friedemann von Lilienstern.
(zitiert: C.C.N.)
- Corpus Juris Publici Des Heiligen Römischen Reichs teutscher Nation Grund - Gesetze Leipzig 1759
Hrsg. von Johann Jakob Schmauß
(zitiert: Schmauß)
- Dokumente zur Deutschen Verfassungsgeschichte. 3 Bde. 2. Aufl.
Stuttgart 1961 - 1966
Hrsg. von Ernst Rudolf Huber.
(zitiert: Huber, Dokumente)
- Instrumenta Pacis Westphalicae. In: Quellen zur Neueren Geschichte
Heft 12/13 2. Aufl. Bern 1966.
(zitiert: Quellen zur Neueren Geschichte)
- Quellen zur Geschichte der Neueren Zeit. 4 Bde. 2. Aufl.
Zürich 1956.
Hrsg. von Gottfried Guggenbühl und Hans Huber.
(zitiert: G. Guggenbühl/H. Huber)

- Sammlung der landesherrlichen Edicte und anderer Verordnungen,
welchen vom 1. Julius 1816 an im ganzen Umfange des
Herzogthums Nassau Gesetzeskraft beigelegt ist.
3 Bde. Wiesbaden 1817 - 1824.
(zitiert: Samml. d. Edikte u. Verordnungen)
- Sammlung der Gesetze und Verordnungen. Provinzial-Gesetze.
5. Sammlung, 3. Theil Düsseldorf 1836
Hrsg. von J.J. Scotti.
(zitiert: Scotti)
- Herzoglich Nassauischer Staats- und Adreß-Calender für das Jahr 1808,
1812 Wiesbaden 1808, 1812.
(zitiert: Staats-Hb. Nass.)
- Bundesgesetzblatt des Norddeutschen Bundes. Berlin 1867, 1868
(zitiert: BGBI NB)
- Grosherzoglich Badisches Staats- und Regierungsblatt.
Carlsruhe 1807
- Gesetz-Sammlung für die Königlichen Preußischen Staaten.
Berlin 1848
1850
1854
1865
1866
1867
1875
1906
1907
(zitiert: PGBI)
- Verordnungsblatt des Herzogthums Nassau.
Wiesbaden 1809
1810
1811
1814
1815
1816

Wiesbaden 1817
 1831
 1849
 1866

(zitiert: VOB1)

- Mittelrheinische Regesten oder chronologische Zusammenstellung
 des Quellen-Materials für die Geschichte der
 Territorien der beiden Regierungsbezirke Coblenz
 und Trier. 2. Theil von 1152 - 1237 Koblenz 1879
 Hrsg. von Ad. Goerz

C. Ungedruckte Quellen

Akten des Hessischen Staatsarchivs zu Wiesbaden (zitiert: HStA,
 die Zahlen bedeuten Abteilung/laufende Nummer)

HStA · 131/Ic 6a
 HStA · 150/2346
 HStA · 151/941
 HStA · 152/844
 HStA · 154/421
 HStA · 173/349
 HStA · 205/478
 · 205/508
 · 205/569
 HStA · 206/3
 · 206/38
 · 206/39
 HStA · 207/83
 · 207/115
 · 207/116
 · 207/128
 · 207/834
 · 207/1291

- HStA · 210/1055
- 210/1508
 - 210/1509
 - 210/1511 a
 - 210/1511 b
 - 210/1515
 - 210/1516
 - 210/1517
 - 210/2321
 - 210/2366
 - 210/2443
 - 210/2880
 - 210/2882
 - 210/3385
 - 210/3489
 - 210/3490
 - 210/3494
 - 210/3499
 - 210/3508
 - 210/3516
 - 210/3518
 - 210/3532
 - 210/3846
 - 210/3905
 - 210/3999
 - 210/4012
 - 210/4347 a
 - 210/4347 b
 - 210/4375 a
 - 210/4375 b
 - 210/4375 c
 - 210/4384
 - 210/4399
 - 210/4400
 - 210/4401
 - 210/8311

- 210/8315
- 210/8323 f
- 210/8445
- 210/8515
- 210/8523
- 210/8564
- 210/8577
- 210/8962
- 210/9064
- 210/9065 a
- 210/9069
- 210/9403
- 210/10026
- 210/10031
- 210/11101
- 210/11119
- 210/11120
- 210/11121
- 210/11315
- 210/11628
- 210/12493
- 210/12629
- HStA • 212/1533
- 212/3508
- HStA • 235/210
- 235/679
- HStA • 240/927
- 240/931
- HStA • 250/15/302
- HStA • 270/4
- 270/23
- 270/196
- 270/288
- 270/290
- 270/292

XVIII

HStA · 290/563
· 290/614
HStA · 291/51
· 291/53
HStA · 293/9
· 293/36
· 293/59
· 293/384
· 293/839
HStA · 337/Ia 8

Akten des Staatsarchives zu Koblenz (zitiert: StA Koblenz, die
Zahlen bedeuten Abteilung / laufende Nummer)

StA Koblenz · 332/218
· 332/738
· 332/1464

E I N L E I T U N G

Die vorliegende Arbeit untersucht die staatsrechtliche Qualität und die Rechtswirklichkeit der Eingliederung der ehemaligen reichsunmittelbaren, standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Territorien in das Herzogtum Nassau auf Grund der Rheinbundakte vom 12. Juli 1806.

Das Herzogtum Nassau war bei seiner Gründung im Jahre 1806 kein homogenes Staatsgebilde, sondern es bestand aus einer Anzahl verschiedener Gebiete, die eine unterschiedliche Tradition besaßen und die zum Teil durch keinerlei Bande miteinander verbunden waren¹⁾. Vordringlichste Aufgabe der neuen Regierung war die Einigung des Staatsgebietes in dessen einzelnen Territorien sich Verwaltung und Recht unterschiedlich entwickelt hatten. Ein nicht unwesentlicher Teil dieser Aufgabe war die Eingliederung der ehemaligen reichsunmittelbaren standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Territorien.

Die Auswirkungen dieser territorialen Neuordnung sind in der rechtshistorischen Literatur teilweise behandelt worden. Insbesondere die Arbeit von Lissek²⁾ über die Mediatisierung des Fürstentums Wied-Neuwied verdeutlicht die Integrationsbemühungen der nassauischen Regierung.

Aber nicht nur Wied-Neuwied, sondern eine Vielzahl standesherrlicher und reichsritterschaftlicher Territorien mußten in die Staatsorganisation einbezogen werden.

Im Gegensatz zu anderen Rheinbundstaaten hatte Nassau keine Landesgesetze erlassen, die die Verhältnisse der Mediatisierten verbindlich regelten. Nassau war vielmehr dazu übergegangen, in Einzelregelungen die Rechtsverhältnisse der Mediatisierten zu gestalten.

1) Schäfer S. 1

2) Lissek, Die Mediatisierung des Fürstentums Wied-Neuwied (1806-1848) NAN 80, 160-239

Eine zusammenhängende Bearbeitung aufgrund der vorhandenen Quellen ist bisher, soweit ersichtlich, noch nicht erfolgt. Eine Gesamtdarstellung der Transformation der sich aus der Rheinbundsakte ergebenden Rechtsposition der Mediatisierten innerhalb des Herzogtums Nassau fehlt.

Zu diesem Zweck wurden außer den einschlägigen Gesetzessammlungen die Akten des Staatsarchivs Wiesbaden und Koblenz überprüft. Der umfangreiche Aktenbestand der für die Mediatisierung zuständigen Administrativ-Kommission wurde durch Kriegseinwirkung fast vollständig zerstört. Die die Mediatisierung betreffenden Einzelregelungen der nassauischen Regierung, die sich noch in den vorhandenen Aktenbeständen befinden, erlauben es jedoch, eine Gesamtdarstellung zu geben.

Um der Komplexität des thematischen Schwerpunktes der Arbeit gerecht zu werden, war es auch erforderlich, auf diejenigen Interdependenzen einzugehen, die sowohl auf rein historischen als auch auf politischen Gegebenheiten beruhen.

A. Das Herzogtum Nassau bis zum Erlaß der Rheinbundakte

19. Jahre 1806

I. Die geschichtliche Entwicklung

Die im Dunkeln liegende Herkunft der Grafen von Nassau wird erst dann zur geschichtlichen Gewißheit, als um das Jahr 1100 die Grafen von Laurenburg bei dem Weiler Nassau die Burg Nassau erbauten¹⁾. In der Folge nannten sie sich Grafen von Nassau²⁾.

Als Manifestation der Eigenständigkeit titulierte sich schon Heinrich II. als "von Gottes Gnaden Graf von Nassau"³⁾.

Nach dessen Tod regierten seine Söhne Walram II. und Otto I. gemeinschaftlich den Besitz. Im Jahre 1255 teilten sie ihre Besitzungen auf. Scheidungslinie war die Lahn. Otto I. erhielt Siegen, Herborn und Dillenburg, Walram II. Idstein, Wiesbaden und Weilburg. Gemeinschaftlicher Besitz blieb unter anderem das Stammschloß Nassau⁴⁾.

Die Walramische Linie wurde durch immer neue Erbteilungen aufgespalten⁵⁾. Erst 1729 wurden die walramischen Besitzungen wieder in den Linien Nassau - Usingen und Nassau - Weilburg vereinigt. Um ein weiteres Aufspalten der Linien zu verhindern wurde 1736 ein Primogeniturvertrag für alle walramischen Besitzungen in jeder Linie geschlossen. Diesem Vertrag schloß sich die Ottonische Linie im sogenannten Nassauischen Erbverein an⁶⁾.

1) a. Schütz S. 24/25

b. Über die Frühgeschichte des Hauses Nassau vgl.

Ludwig Conrady NAN 26, 1-133

Hellmuth Gensicke NAN 65, 62-80

NAN 66, 1-10

2) Als Grafen von Nassau erstmals urkundlich 1160 erwähnt.

Goerz, Mittelrheinische Regesten II. Teil Nr. 169

3) v. Roeßler S. 25

4) Weidenbach NAN 10, 254

5) Nassau - Idstein

- Weilburg

- Saarbrücken - Ottweiler

- Saarbrücken - Saarbrücken

- Saarbrücken - Usingen

vgl. Vogel S. 347

6) Nassauischer Erbverein vom 1. Juni 1783

Auf den Fürsten Carl Wilhelm zu Nassau-Usingen folgte Fürst Friedrich August, der 1806 seine Länder mit denen des Fürsten Friedrich Wilhelm zu Nassau-Weilburg zu einem gemeinschaftlich regierten "Herzogtum Nassau" vereinigte und den Titel "souveräner Herzog von Nassau" annahm. Nach dessen Tod ging das Herzogtum auf die Linie Nassau-Weilburg über. Nachfolger wurde Herzog Wilhelm als alleiniger Regent des Herzogtums.

Ähnlich der Walramischen Linie spaltete sich auch die Ottonische Linie durch Erbteilungen in verschiedene Linien auf. Wiedervereinigt in der Linie zu Siegen, dehnten sich die ottonischen Besitzungen durch Heirat in verschiedene Herrschaften in den Niederlanden und in Teile des heutigen Luxemburg aus¹⁾. Die Söhne des Grafen Johann IV. von Dillenburg, Engelbert II. und Johann V. teilten die niederländischen Besitzungen und die deutschen Stammlande auf.

In der Erbfolge der niederländischen Besitzungen bleibt zu erwähnen, daß der Großneffe Engelbert's II., Renatus, der erste nassauische Fürst mit dem Titel "Prinz von Oranien" war²⁾.

Die Deutschen Stammlande wurden nach verschiedentlichen Teilungen³⁾ im Jahre 1743 wieder in der Linie Nassau-Diez vereinigt. Nach dem Aussterben der Oranischen Linie kamen deren Besitzungen hinzu⁴⁾. Erst durch den Erlaß der Rheinbundakte gingen die deutschen Erblande der Linie Nassau - Oranien gänzlich unter⁵⁾.

1) Schütz S. 68

2) a. Spielmann I. Teil S. 197

b. Renatus war der Sohn von Heinrich II. von Nassau-Breda und Claude de Châlon, die Erbin des Fürstentums Orange.
vgl. Rößler NAN 71, 1

3) Linie zu Dillenburg, ausgestorben: 1620

" " Siegen, " 1743

" " Beilstein, " 1739

" " Hadamar, " 1711

" " Diez

4) Weidenbach NAN 10, 259

5) a. Art. XXIV der Rheinbundakte

b. Ansfeld NAN 19, 190

Das Fürstentum Dillenburg kam 1806 zunächst an das Großherzogtum Berg, 1813 aber wieder an Oranien. Das Fürstentum Siegen kam 1806 zum Großherzogtum Berg und ging 1815 in Preußen auf¹⁾.

Am 31. Mai 1815 schloß Nassau-Oranien einen Vertrag mit Preußen, worin es alle seine deutschen Besitzungen an Preußen abtrat, welches durch Vertrag von demselben Tag die Fürstentümer Diez, Hadamar und Dillenburg mit Ausnahme der Ämter Burbach und Neunkirchen an das Herzogtum Nassau abtrat²⁾.

Damit wurde die 560 Jahre währende Länderteilung aufgehoben und die nassauischen Besitzungen wieder in der Walramischen Linie vereinigt.

Die machtpolitischen und territorialen Veränderungen im Zuge der französischen Revolution führten zu einer Neuorientierung der nassauischen Territorialpolitik. Infolge des Friedens von Lunéville (9. Februar 1801) und des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803 verloren die Fürsten von Nassau ihre sämtlichen Besitzungen auf dem linken Rheinufer. Als Ausgleich erfolgte im Rahmen der Neuordnung der territorialen Verhältnisse eine Entschädigung mit rechtsrheinischen Gebieten. Mit dem Beitritt zum Rheinbund gewannen sie die Souveränität über die sich zwischen ihren Besitzungen befindlichen standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Territorien.

Um die damit einhergehenden staatsverfassungsrechtlichen Veränderungen darstellen zu können, soll zunächst die Verfassungs- und Rechtsgeschichte des Herzogtums behandelt werden.

¹⁾Bohrmann in: Nassovia 1906 S. 146/147

²⁾Sarholz NAN 57, 104

II. Die Verfassungs- und Rechtsgeschichte

1. Die Verfassungsgeschichte

Seit dem ausgehenden 12. Jahrhundert vergrößerten die Grafen von Nassau zielstrebig ihre Besitzungen. Unter Heinrich II. von Nassau, der schon 1230 die Regalien der Zölle und der Münze in seinen Besitzungen ausübte, ordneten sich angesehene adelige Vasallen dem nassauischen Grafenhaus unter. Die Aktivlehen erstreckten sich bis in die Gegend von Kassel¹⁾. Die Immunitätsrechte des Adels, die Verleihung der Grafenrechte und die sich entwickelnde Erbllichkeit der Lehen und Grafschaften führten zu einer Art Landeshoheit²⁾.

Nach der Teilung in die Walramische und Ottonische Linie und deren erneute Aufteilungen kann jedoch von einer Etablierung der gesamtterritorialen Landeshoheit des Nassauischen Grafenhauses nicht mehr gesprochen werden.

In ihren Besitzungen regierten die Häupter der einzelnen Nassauischen Linien wie absolute Monarchen. Zu Kaiser und Reich standen sie in einer praktisch nicht sehr effektiven Abhängigkeit³⁾. Allerdings bestand die Verpflichtung trotz der weitgehenden hoheitlichen Rechte, Verordnungen und Verträge, die die Verfassung des Landes änderten, den Reichsbehörden zur Konfirmation vorzulegen⁴⁾.

Schlußpunkt der Entwicklung zur Libertät war der Westfälische Friede von 1648. Er verlieh den Reichsständen das "ius territorii et superioritatis"⁵⁾ und schränkte die Rechte des Kaisers weitgehend ein⁶⁾. Die de facto entstandene Territorialhoheit der reichsständischen Gebiete wurde de jure festgelegt⁷⁾.

1) S/M Bd. 1. 376

2) Phillips S. 314

3) vgl. Phillips S. 424

Conrad Bd. 2 S. 237

4) Zöpfl 1. Teil S. 585 für Primogeniturverträge

5) Quellen zur Neueren Geschichte Heft 12/13 S. 47

6) Conrad Bd. 2 S. 29

7) Zöpfl 1. Teil S. 542

In Art. 8 § 1 und 2 des Westfälischen Friedens wird die hohe Landesobrigkeit¹⁾ der Reichsstände, sowie der ungestörte Genuß aller hergebrachten Rechte konzedierte. Sie sollten im Legislativbereich eine entscheidende Stimme, sowie das Recht haben autonom Verträge mit ausländischen Staaten, außer gegen Kaiser und Reich, abzuschließen²⁾.

Dadurch war zwar die Landeshoheit der Oberhoheit des Reiches weiterhin subordiniert, doch war die Reichshoheit soweit zurückgedrängt worden, daß die Reichsstände fast wie souveräne Herrscher regieren konnten³⁾.

Das Kaisertum war den Landesfürsten erlegen⁴⁾.

Trotz der Entwicklung zur Eigenständigkeit bildete sich in den nassauischen Besitzungen kein eigenes Territorialstaatsrecht. Waren zum Beginn des 18. Jahrhunderts die Besitzungen auf die verschiedenen Linien und Äste des Nassauischen Hauses aufgeteilt, so macht doch schon die Erbeinung des Jahres 1736 die Entwicklung der nassauischen Einzelterritorien zu einem einheitlichen Staatswesen erkennbar. Eine Intensivierung dieser Entwicklung war die Bildung des Nassauischen Erbvereins, der "die ewige Zusammenhaltung der fürstlich nassauischen Reichslande" postulierte. Dadurch sollte die erb- und staatsrechtliche Zukunft der nassauischen Reichslande, sowohl familiär als auch territorial vorbestimmt werden.

Obwohl der Nassauische Erbverein eine zukunftsorientierte Vereinbarung darstellt, so ergaben sich für die nassauischen Fürsten doch graduelle Unterschiede in ihrem Verhältnis zum Deutschen Reich und in der Verwaltungsorganisation ihrer Besitzungen.

1) Dieser Begriff wird im französischen Entwurf mit "Souveraineté" wiedergegeben.

2) G. Guggenbühl / H. Huber Bd. 3 S. 184

3) Conrad Bd. 2 S. 239, Hömig S. 7 - 11

Noch vor der Auflösung des Deutschen Reiches wurden im Frieden von Preßburg (26. Dez. 1805) Bayern und Württemberg zu souveränen Königreichen erhoben.

4) S/M Bd. 6 S. 533

a) Nassau-Weilburg

Seit dem 17. Jahrhundert gehörten die Grafen von Nassau - Weilburg dem Reichsfürstenstand an¹⁾ und bis zum Abschluß des Reichsdeputationshauptschlusses hatten sie einen Sitz im wetterauischen Grafenkollegium²⁾. Ab 1803 besaßen sie eine Virilstimme im Reichsfürstenrat³⁾.

Zur Durchführung der Administrativaufgaben war vorrangig und zentral als oberste Behörde die Regierung verantwortlich. Seit dem Jahre 1771 war die Justizbehörde als Administrativbehörde von der Regierung als Verwaltungsbehörde getrennt⁴⁾. Ferner bestand eine Hofkammer, welche sowohl die Staatsfinanzen, als auch die Domänen verwaltete⁵⁾.

Als dritte Säule der Verwaltungsorganisation diente das lutherische Konsistorium. Diesem oblag die Verwaltung des Kirchenvermögens und die Aufsicht über das Schulwesen⁶⁾. Untere Verwaltungsbehörden waren die Ämter, denen ein Amt- oder Oberamtmann vorstand. In jeder Gemeinde war ein Schultheiß, der wichtige ortsverwaltungspolitische Aufgaben zu erfüllen hatte. Er übte die Ortspolizeigewalt aus, doch richterliche Funktionen waren ihm nicht mehr eingeräumt⁷⁾. Nur bei der Wahl des Ortsvorstehers kann von einer gewissen Selbständigkeit der Ämter die Rede sein. Bemerkenswert ist jedoch, daß dem Ort Reichelsheim am 16. Februar 1790 die Befreiung von der Leibeigenschaft und die Rezeption neuer Bürger landesherrlich bestätigt wurde⁸⁾.

1) 1688 erneuert, da diese Würde schon am 26. September 1366 Johann I. von Nassau-Merenberg erhalten hatte.

2) von der Nahmer § 287

3) Böttger S. 105

4) von der Nahmer § 288

5) Die Hofkammer bestand seit 1754.
vgl. Fritzmeier S. 56

6) Das Konsistorium wurde 1692 eingerichtet

7) Pfeiffer S. 25

8) von der Nahmer § 288

b) Nassau-Usingen

Die Grafen von Nassau - Usingen waren ebenfalls im 17. Jahrhundert¹⁾ in den Reichsfürstenstand erhoben worden. Sie gehörten dem wetterauischen Grafenkollegium an²⁾ und saßen seit 1803 im Reichsfürstenrat mit einer Virilstimme³⁾. Zur Erledigung der Regierungsaufgaben dienten dem Fürsten vier, in ihrem Kompetenzbereich abgegrenzte Administrativbehörden⁴⁾. Zentralbehörde war die Geheime Kanzlei. Daneben stand die Landesregierung mit der Oberaufsicht über Polizei, Gemeindeverwaltung und über die anderen Verwaltungsbehörden. Das Hofgericht und das lutherische Konsistorium bildeten organisatorisch eine Einheit, jedoch mit getrennten Geschäftsbereichen⁵⁾. Darüber hinaus existierte die Hofkammer und der Lehnhof. Für die Justiz und die Verwaltung waren auf Lokalebene Ämter eingerichtet worden⁶⁾. Den Gemeinden standen Ortsschultheißen und Gerichtsmänner vor. Die Regierung ernannte die Schultheißen. Deren Pflichtenkreis normierte die landesherrliche Verordnung vom 24. Juni 1767⁷⁾.

c) Nassau - Oranien

Nassau - Oranien gehörte zum niederrheinisch-westfälischen Kreis⁸⁾ und hatte auf Kreistagen zwei Stimmen wegen Siegen und Dillenburg. Bis 1803 hatte es an Reichstagen auf der weltlichen Bank des Fürstenkollegiums zwei Stimmen wegen Hadamar und Dillenburg. Im Jahre 1803 erhielt es vier Stimmen im Reichsfürstenrat wegen Fulda, Corvey, Hadamar und Dillenburg⁹⁾.

Da die Verfassung und die Verwaltungsorganisation von Nassau - Oranien im Folgenden keine erhebliche Bedeutung mehr hat, wird

1) Im Jahre 1688, Geck S. 3

2) Geck S. 61

3) Böttger S. 104

4) Nassau-Usingisches Kanzley-Reglement vom 20. Januar 1770 in: Sammlung gedruckter Verordnungen; vgl. auch: Geck Beilage 2 u. 3

5) von der Nahmer § 292

6) Geck S. 41

7) von der Nahmer § 292

8) Vogel S. 389

9) § 12 Reichsdeputationshauptschluß

nur dort darauf eingegangen, wo es erforderlich ist¹⁾).

Eine grundsätzliche Kongruenz im verfassungs- und verwaltungsmäßigen Aufbau innerhalb der regierenden Häuser Nassaus bestand dahingehend, daß eine Behörde für die Verwaltung zuständig war. Späterhin wurde eine zusätzliche Behörde für das Gerichtswesen geschaffen. Daneben bestanden noch Konsistorien und eine eigene Finanzverwaltung. Diese Aufgabenteilung erfolgte aus verwaltungsvereinfachenden Gründen²⁾, nicht aber um eine Gewaltenteilung im Rahmen einer wechselseitigen Kontrolle herbeizuführen.

Wenn auch die immer straffere Verwaltungsorganisation in den jeweiligen Landesteilen zu einer größeren Reglementierung der Untertanen führte³⁾, so hatten sich doch die Bürger in den nassauischen Städten schon sehr früh eine Vielzahl von Rechten erkämpft. Sie waren aus der Leibeigenschaft entlassen, waren waffenfähig und genossen ausgedehnte Freiheitsrechte⁴⁾.

Die Mehrzahl der Untertanen waren jedoch Leibeigene, die durch Abgaben und Dienstbarkeiten an den Boden und den Dienstherrn gebunden waren. Sie konnten keine den Bürgern vergleichbaren Freiheiten erlangen. Ausschlaggebend war, daß an der Spitze Grafen und Fürsten standen, die in absolutistisch rationaler Weise die Verwaltung so organisierten⁵⁾, daß die Reglementierung der Untertanen eine stetige Hebung der Finanzkraft gewährleistete.

Zwar stand man den Untertanen eine gewisse Freizügigkeit des Wohnortwechsels zu, doch derjenige, der außer Landes zog, bedurfte der "Demitissoriales" und der "Manumission". Zudem mußte er "alle in der

1) W. Jüngst: Verfassung und Verwaltung von Nassau-Oranien von 1743 - 1806, Frankfurt/M 1923

2) Geck S. 111/112

3) Fritzmeier S. 131
Geck S. 55

4) Vogel S. 382, Diese Entwicklung hat ihren Ursprung schon im 14. Jahrhundert

5) Feine S. 57, Er gebraucht den Begriff "ministerieller Absolutismus".

Gemeinschaft habenden Schulden, besonders aber rückständige Abgaben, Abzugsgeld und 10ten Pfennig richtig erlegen¹⁾).

Die persönlichen Freiheiten wurden allgemein erst durch die Aufhebung der Leibeigenschaft am 1. Januar 1808 gewährt²⁾.

Die Entwicklung der nassauischen Territorien gegen Ende des 18. Jahrhunderts deutet schon die Konzentration des Gesamthauses Nassau auf ein einheitlich regiertes Staatsgebiet an. Ausgangsbasis war der im wesentlichen gleichartige Verwaltungsaufbau und die im Nassauischen Erbverein erfolgte Erbeinung, die trotz bestehender Differenzen auf die Erhaltung des gemeinschaftlichen Besitzes gerichtet war³⁾. Es war abzusehen, daß in naher Zukunft ein einheitliches Staatsgebiet geschaffen würde⁴⁾. Die dynastische Interessengemeinschaft, die politischen Ereignisse im Zusammenhang mit dem Reichsdeputationshauptschluß und die Gründung des Rheinbundes sind Indikatoren, die darauf hindeuten, daß die im Einzugsbereich der nassauischen Besitzungen liegenden standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Gebiete in einen leistungsfähigen Mittelstaat "Nassau" einverleibt würden.

2. Die Rechtsgeschichte

Bis zur Einführung des römischen Rechtes im 14. Jahrhundert galt in Nassau nur das Landes- und Gewohnheitsrecht. Erst im ausgehenden 15. Jahrhundert begann eine eigene Landesgesetzgebung⁵⁾.

1) § 7 der im Amt Nassau geltenden Policey-Ordnung vom 22. Juni 1771

2) Samml. d. Edikte u. Verordnungen Bd. 1, 1817, S. 286

3) Fritzmeyer S. 130

4) Knemeyer S. 186

5) Vogel S. 388

a) Nassau - Oranien

Die Grafen von Nassau - Diez vereinbarten im Erbteilungsvertrag vom 31. März 1607¹⁾ die Errichtung einer gemeinsamen Landes- und Polizeiverordnung²⁾. Mit Patent vom 1. Mai 1616 wurde sie unter dem Titel "Nassau-Katzenelnbogische Gerichts- und Landesordnung" publiziert³⁾.

Regelungsgegenstand dieser Gesetzbücher war⁴⁾:

- aa) Eine Gerichtsordnung über den formalen Ablauf einer Gerichtsverhandlung.
- bb) Eine Landes-Ordnung über die Behandlung von Ehe-, Testaments-, Erbschafts-, Vormundschaftssachen und sonstigen Vertragsangelegenheiten.
- cc) Eine Polizei-Ordnung, die allgemeine Verhaltensmaßregeln für die Untertanen aufstellt.
- dd) Eine Berg-Ordnung.

Daneben bestanden für andere regelungsbedürftigen Materien weitere Verordnungen. Allerdings war das gemeine Recht neben den Landesgesetzen in subsidiärer Geltung aufrecht erhalten worden⁵⁾. Die Gerichtsbarkeit wurde in zwei Instanzen wahrgenommen.

Als Untergerichte waren die Amts- und Stadtgerichte Eingangsinstanz. Der Kompetenzbereich erstreckte sich auf die nötige

1) Wilhelm Ludwig, Johann Ludwig, Johann, Georg und Ernst Casimir von Nassau - Diez
2) Jünger (LandR) S. 29
3) C.C.N. Bd. 1, S. 710
Zweite Auflage vom 6. August 1710 in C.C.N. Bd. 3 S. 67
4) Dem Inhalt nach durch Einzelüberschriften:
Jüngst S. 348 - 358
5) vgl. das Publikationspatent vom 1. Mai 1616, abgedruckt bei Jünger (LandR) S. 34/35

Polizeiordnung und die Aufrechterhaltung der allgemeinen Ruhe und Sicherheit.

Die Unter-Direktoria als Teil der Justiz-Kanzlei und die Justiz-Kanzlei selbst bildeten die zweite Instanz. Zu deren Zuständigkeit gehörten die Zivilrechtsfälle und die Kriminaljustiz¹⁾.

Örtlich zuständig war das Gericht des Beklagten oder das Gericht in dem sich die streitbefangene Sache befand²⁾. Gültiges Verfahrensrecht war das gemeine Prozeßrecht. Die Nassau-Katzenelnbogische Gerichtsordnung stellte nur eine Erläuterung, aber keine Abänderung des gemeinen deutschen Prozeßrechtes dar.

Als dritte Instanz kann die Appellationsmöglichkeit bei dem Reichshofrat in Wien und dem Reichskammergericht in Wetzlar bezeichnet werden. Doch besaß Nassau - Oranien seit dem 3. Juli 1750 ein "Privilegium de non appellando", wonach der Sachwert der Klage mindestens 2000 Gulden betragen mußte³⁾.

b) Nassau - Weilburg

Im Gegensatz zu Nassau-Oranien hatte die Nassau-Katzenelnbogische Landesordnung von 1616 nur in dem jetzt zu Nassau-Weilburg, vormals zu Nassau-Katzenelnbogen gehörenden Ort Selbenhausen Geltung gehabt⁴⁾. In den Ämtern Weilburg, Weilmünster, Merenberg, Lahnberg und Miehlen galten Nassau-Weilburgische Gesetze. In der früheren Grafschaft Sayn-Hachenburg galten von 1675 bis 1799 die Gesetze der Burggrafenschaft Kirchberg, bevor am 11. April 1799 die Nassau-Weilburgischen Gesetze Geltung erlangten.

1) vgl. zum Ganzen: Jüngst S. 132 - 134

2) Dies folgt aus der Geltung des gemeinen deutschen Prozeßrechtes.

3) Böttger S. 73

4) Jünger (Terr) S. 84

Wichtige Gesetze und Verordnungen waren:

- aa) Die Schul-Ordnung vom 24. Oktober 1737¹⁾
- bb) Die Forst-Jagd- und Wald-Ordnung vom 8. Dezember 1749²⁾
- cc) Die Frevel- und Rügen-Ordnung vom 28. November 1750³⁾
- dd) Die Dienstinstruktion für Schultheißen, Meyer, Bürgermeister und Hemeyer vom 1. September 1772⁴⁾.

Nassau-Weilburg institutionalisierte ebenfalls zwei Instanzen. Danach stellten in den Dörfern die Land- und Zehnt-, in den Städten die Stadtgerichte die erste, das Hofgericht die zweite Instanz dar. Außerdem standen konkurrierend den Untergerichten die Ämter, neben dem Hofgericht die Kanzlei. Diese Behörden mußten zwar vorrangig angerufen werden, doch waren sie reine Güte- und Schlichtungsstellen⁵⁾. Das Hofgericht war einerseits ordentliches Gericht für eximierte Stände, andererseits allgemeine Appellationsinstanz. Zudem war es für Kriminal- und Fiskalfälle zuständig. Auch gab es, soweit es Kauf, Tausch oder Pfändung von Gütern betraf, eine freiwillige Gerichtsbarkeit. Ein eigenes Verfahrensrecht wurde nicht eingeführt. Für die Prozeßführung waren die Reichskammergerichtsordnungen maßgebend⁶⁾.

c) Nassau - Usingen

In Nassau-Usingen waren im ausgehenden 18. Jahrhundert nur in dem Ort Schießheim die Nassau-Katzenelnbogische Landes-Ordnung und die Nassau-Oranischen Gesetze bis 1790 einschlägig⁷⁾.

1) Scotti Nr. 33

2) " Nr. 47

3) " Nr. 52

4) " Nr. 86

5) Fritzmeier S. 27/28

6) vgl. Schröder/Künssberg S. 914

7) Jünger (Terr) S. 69

Ansonsten galten die Gesetze Nassau-Usingens. Da es auf nassau-usingischem Gebiet kein Landrecht gab, richtete man sich nach den gültigen Reichsgesetzen, wie der Halsgerichtsordnung Karls V. Eine gesonderte Prozeßordnung bestand nicht¹⁾. Wichtige Verordnungen waren insbesondere die Kanzlei-Ordnung vom 21. April 1729²⁾ und das Kanzlei-Reglement vom 11. Februar 1770. Diese enthalten Normen über den Aufbau und den Kompetenzbereich der Verwaltung.

Erste Instanz in allen Zivil-, Kriminal- und Konsistorialsachen waren die Oberämter, Ämter, Kirchenkonvente und die Regierung in Saarbrücken. Das Regierungskollegium war nur Appellationsgericht³⁾. Oberstes Appellationsgericht war das Reichskammergericht, da Nassau-Usingen kein "Privilegium de non appellando" besaß. Gültiges Verfahrensrecht war auch hier das gemeine deutsche Prozeßrecht, da eine gesonderte Prozeßordnung fehlte⁴⁾.

Die Organisation des Gerichtswesens und die umfangreiche Gesetzgebung in den nassauischen Landen zeigen das Bemühen der Landesherren, einen funktionsfähigen Kleinstaat zu erhalten. Erst durch die Gründung eines Einheitsstaates ergab sich die Möglichkeit, das Gerichtswesen und die Gesetzgebung zu vereinheitlichen.

1) Geck S. 35

2) HStA 131/Ic 6

3) §§ 92, 93 des Kanzlei-Reglements vom 11.2.1770

4) Geck S. 35

B. Die Medialisierung im Herzogtum Nassau

I. Die Eingliederung der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Gebiete in das Herzogtum Nassau

1. Die politischen und territorialen Verhältnisse in Nassau bis zum Abschluß der Rheinbundakte

Der bündnis- und reichsverfassungswidrige Separatfrieden, den Preussen am 5. April 1795 zu Basel mit Frankreich abgeschlossen hatte, bedeutete die Auflösung der ersten gegen Frankreich gerichteten Koalition¹⁾. Der Friedensschluß von Campo-Formio (17. Oktober 1797) und der Vertrag von Lunéville (9. Februar 1801) setzten die Entwicklung der territorialen und verfassungsrechtlichen Umgestaltung des Deutschen Reiches fort²⁾.

Die im Nassauischen Erbverein von 1783 verbundenen Fürstentümer, die seit 1795 unter der Direktorialmacht der Oranier standen, versuchten aus der bevorstehenden Auflösung des Reiches - nicht zuletzt aus einem Selbsterhaltungsbedürfnis heraus - so viel Gewinn zu ziehen als möglich³⁾.

Schon nach dem Vertrag von Lunéville bestand für Usingen und Weilburg die Gefahr im Zuge der von Napoléon I. geplanten größeren territorialen Einheiten im mittleren Deutschland, einem größeren Anlieger einverleibt zu werden⁴⁾.

Daher entwickelte Nassau eine Periode höchster diplomatischer Aktivität.

¹⁾ Huber sieht im Frieden von Basel schon den "Keim zum völligen Umsturz der Reichsverfassung", vgl. Huber Bd. 1 S. 30

²⁾ Bernath NAN 63, 111

³⁾ Bernath NAN 63, 108

⁴⁾ v. Gagern Bd. 1 S. 112

Die Oranier, mit ihren guten Beziehungen zu Preußen, sollten den Weg nach Berlin offenhalten¹⁾. Der usingische Präsident von Kruse, gern gesehener Gast in Wien, war mit der nassauischen Vertretung auf dem Rastatter Kongress betraut, während der in usingischen Diensten stehende Reichsfreiherr von Marschall, ein geschickter Realpolitiker²⁾, die ersten Kontakte mit Paris aufnahm. Seit 1801 weilte der Leiter der weilburgischen Regierung, der Reichsfreiherr von Gagern in Paris. Seine persönlichen Kontakte zu dem Außenminister der jungen Republik, Herzog Talleyrand³⁾, sowie seine geschickte Diplomatie erwirkten im Folgenden einen günstigen Entschädigungsplan für seine nassauischen Herren. In Regensburg, wo 1802 die Reichsdeputation zur Beratung der Säkularisation zusammengetreten war, nahm von Kruse die walramischen, von Arnoldi die oranischen Interessen wahr⁴⁾. Reichsfreiherr von Marschall koordinierte von Biebrich aus die gesamten Entschädigungsverhandlungen der beteiligten Fürsten⁵⁾.

Der am 25. Februar 1803 gefaßte Reichsdeputationshauptschluß⁶⁾ leitete endgültig die territoriale und verfassungsrechtliche Umgestaltung ein. Sämtliche reichsunmittelbaren, geistlichen Fürstentümer hörten auf weltliche Herrschaftsbereiche zu sein.

Die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich besiegelte die Agonie des Reiches gegenüber der jungen Republik⁷⁾. Frankreichs großes Ziel der "frontières naturelles" war Wirklichkeit geworden.

1) Henche NAN 50, 93

2) Henche NAN 50, 180

3) v. Gagern Bd. 1 S. 108

4) Bernath NAN 63, 111

5) Henche NAN 50, 179

6) Huber, Dokumente, Bd. 1 Nr. 1

7) Huber Bd. 1 S. 32

Der Reichsdeputationshauptschluß stärkte Nassau. Die Eingliederung der säkularisierten Territorien war ein Anfang, der die bunt zusammengewürfelten Ländergebiete des Herzogtums zu einem auf der rechten Rheinseite gelegenen Staatswesens einleitete¹⁾.

Nassau-Usingen, das das Fürstentum Saarbrücken verlor, erhielt eine Reihe mainzischer, pfälzischer und hessischer Ämter zwischen Main und Lahn, mit einigen Reichsabteien, wie z.B. Limburg, und die Grafschaft Sayn-Altenkirchen²⁾.

Nassau-Weilburg bekam den rechtsrheinischen Rest des Kurfürstentums Trier und ebenfalls einige Abteien³⁾.

Nassau-Dillenburg, d.h. das in den nördlichen Niederlanden depossidierte Haus Nassau-Oranien, erwarb die Bistümer Fulda und Corvey, die Reichsstadt Dortmund sowie einzelne Reichsabteien⁴⁾.

Zusätzlich wurde dem Gesamthaus Nassau das unbedingte "Privilegium de non appellando", die Befreiung von der Zuständigkeit der Reichsgerichte bei Klagen der Untertanen für sämtliche Besitzungen zugestanden⁵⁾.

Mit dem Frieden von Preßburg (26. Dezember 1805) und dem Abschluß der Rheinbundakte (12. Juli 1806) ging das nur noch de jure die Oberhoheit ausübende Reich de facto unter. Schon im Frieden von Preßburg wurde nicht mehr der Name "Deutsches Reich", sondern die Bezeichnung "Deutscher Bund" (Confédération Germanique) gewählt. Das Reich stellte demnach nur noch eine Konföderation souveräner deutscher Einzelstaaten dar. Dies bedeutete aber,

1) Rössler S. 93

2) Henche NAN 50, 205

3) von der Nahmer § 15

4) Huber Bd. I S. 48/49

5) § 33 des Reichsdeputationshauptschlusses

wie Talleyrand feststellte, die implizite Reichsauflösung¹⁾. Durch die Gründung des Großherzogtums Berg und die Eingliederung der nassau-oranischen Enklaven Deutz, Villich und Königswinter entstand nochmals eine Ungewißheit über den territorialen Bestand Nassaus²⁾. Zwar bestätigte Napoléon I. in einem in Mainz geschlossenen Geheimvertrag (12. März 1806) dem Nassauischen Haus "völlige Sicherheit für die Integrität aller Besitzungen in Deutschland"³⁾, doch hatte von Gagern in Paris erfahren, daß die Herrschsucht der Franzosen so groß sei, daß auch um den Bestand Nassaus gefürchtet werden müsse⁴⁾. Durch seine Kontakte zu Talleyrand und dessen Unterstützung für Nassau, konnte er jedoch schon am 11. Juni 1806⁵⁾ die inoffizielle Mitteilung machen, daß alle kleineren Stände bis auf die drei Mittelstaaten Darmstadt, Berg und Nassau vernichtet würden.

Wie von Napoléon I. vorausgeplant⁶⁾, schlossen am 12. Juli 1806 sechzehn deutsche Fürsten den sogenannten Rheinbund. Bis zur Unterzeichnung des Vertrages durch Nassau versuchte von Gagern so viel territorialen Vorteil als möglich zu erlangen. Eine Weigerung Nassaus, dem Bund beizutreten, hätte unweigerlich das Mediatisierungsurteil gegen das Nassauische Haus zur Folge gehabt⁷⁾. Der politischen Realität gehorchend verpflichtete sich Nassau, sich förmlich vom Deutschen Reich loszusagen⁸⁾.

Die Botschaft Kaiser Franz II. vom 6. August 1806, in der er das kaiserliche Amt durch die Vereinigung der konföderierten rheinischen Stände als erloschen und sich dadurch "von allen übernommenen Pflichten losgezählt betrachtete"⁹⁾, besiegelte

1) von Oer S. 211

2) Bitterauf Bd. 1 S. 344

3) Art. V des Mainzer Vertrages, abgedruckt bei Winkopp Bd. 2 S. 246

4) Bericht vom 29.04.1806, HStA 210/8323 f

5) Bericht vom 11.06.1806, HStA 210/8323 f

6) Bitterauf a.a.O. S. 343

7) Gagern Bd. 1 S. 151

8) Art. I und III der Rheinbundakte

9) Huber, Dokumente, Bd. 1 Nr. 5

die Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und entließ Nassau damit in eine staatliche Unabhängigkeit.

2. Das Verhalten der Standesherrn und Reichsritter gegenüber der sich abzeichnenden Mediatisierung

Ausgangspunkt der tiefgreifenden territorialen Veränderungen war der Frieden von Lunéville. Hier wurde schon in Aussicht genommen, die bisher linksrheinisch begüterten, größeren weltlichen Territorien durch Säkularisation und Mediatisierung auf dem rechten Rheinufer zu entschädigen. Auch der Baseler Sonderfrieden, in dem sich Preußen eine Entschädigungsklausel dahingehend vorbehielt, daß bei einem Reichsfrieden, der auch einen Verzicht auf die linksrheinischen Gebiete ausspräche, eine rechtsrheinische Entschädigung zu erfolgen habe, war ein Markstein auf dem Weg zur Einverleibung der kleinen geistlichen und weltlichen Gebiete¹⁾.

Insbesondere aber die Überlegungen und Forderungen des bayerischen Ministers Montgelas ließen klar erkennen, worauf die größeren Staaten des Deutschen Reiches hofften. Er wollte die kleinen Grafen und Herren, die freien Städte und die reichständigen Adeligen in ihrer Gesamtheit oder zum Teil in die Entschädigungsmasse werfen. "Das einfachste sei, die aktiven und passiven Rechte samt den verfassungsmäßigen Vorrechten der unterdrückten kleineren Stände auf jene zu übertragen, auf welche ihr Eigentum übergeht"²⁾. Diese Forderungen kamen der französischen Vorstellung von vergrößerten, leicht beeinflussbaren Staaten entgegen, die zudem auf ein mittleres Territorium begrenzt sein sollten³⁾.

1) Real S. 174

2) zitiert nach Bitterauf Bd. I S. 112

3) Kimminich S. 283

a) Die Standesherrn

Um ihre Selbständigkeit behaupten zu können, schlossen sich am 29. August 1803 mehrere Fürsten und Grafen zu der sogenannten "Frankfurter Union" zusammen¹⁾. Die Mitglieder entstammten vornehmlich der wetterauischen, fränkischen und niederrheinisch-westfälischen Grafenbank. Aufgabe dieser Union sollte es sein, eine Verbindung zu schaffen, die an allen großen Höfen Europas vertreten war und die einer möglichen Mediatisierung zuvorzukommen sollte²⁾. Nach anfänglichen Schwierigkeiten war es doch gelungen, von Preußen, Rußland und auch von Frankreich anerkannt zu werden.

Die mangelnde Aktivität der Union, die Nachlässigkeit der Mitglieder und die Tatsache, daß nur ein kleiner Teil der deutschen Fürsten und Grafen darin organisiert waren, ließen eine effektive Politik verhindern. Als im Jahre 1806 die Fürsten von Wied-Runkel und Wied-Neuwied, Graf von Stolberg-Ortenberg und Graf von Solms-Wildenfels der Union beitraten³⁾, war dies ein Schritt, der die Selbständigkeit auch nicht mehr retten konnte.

Der Wiedische Geheimrat von Gärtner versuchte vergeblich, die Selbständigkeit der wiedischen Fürsten mit Hilfe von Preußen gewährleisten zu können. Er kam zu der Erkenntnis, daß die Entscheidung über den Fortbestand der kleinen Fürstenterritorien in Paris fallen werde⁴⁾. Daß Preußen nicht in der Lage war, die kleinen Fürstentümer zu schützen, zeigte sich 1805, als Frankreich die Neutralität des preußischen Ansbach verletzte, ohne daß deswegen Preußen etwas gegen Frankreich unternahm⁵⁾. Die im Alleingang von den wiedischen Fürsten unternommenen Bemühungen

1) Gollwitzer S. 18

2) Prössler S. 60

3) Prössler S. 62

4) Lissek NAN 30, 172

5) Heigel Bd. 2 S. 570

in Preußen, als auch der Beitritt zur Frankfurter Union, konnten an der endgültigen Fassung der Rheinbundakte, die schon Ende Mai 1806 fertiggestellt war¹⁾, nichts mehr ändern. Art. 24 der Rheinbundakte schrieb gerade das fest, was die sogenannte "Frankfurter Union" zu verhindern versucht hatte.

b) Die Reichsritterschaft

Als Hemmnis bei der territorialen Entwicklung angesehen, begann Bayern am 9. Oktober 1803 die Reichsritterschaft in sein land-sässiges Verhältnis zurückzuführen²⁾. Obwohl der Reichsdeputations-hauptschluß die Reichsritterschaft nicht aufhob, unterstellten im Folgenden die größeren Territorien die von ihnen umschlosse-n reichsritterschaftlichen Gebiete der landesherrlichen Souve-ränität. Dem Beispiel Bayern folgend ergriffen auch die nassau-i-schen Fürsten Maßnahmen zur Einverleibung der reichsritterschaft-lichen Gebiete³⁾. Im Gegensatz zu Nassau-Fulda wollten Nassau-Usingen und Nassau-Weilburg nur eine provisorische Besetzung mit der Intention, diese Gebiete gegen andere Reichsstände zu schützen⁴⁾. Die Landeshoheit sollte erst beansprucht werden, wenn die Auflösung der Reichsritterschaft anerkannt werden sollte⁵⁾. Die beiden nassauischen Linien setzten, teils mit militärischer Unterstützung, von Ende Oktober 1803 bis Februar 1804 die Okupation der ritterschaftlichen Besitzungen durch.

Trotz der bevorstehenden Gefahr der Auflösung der Reichsritter-schaft, verstand sich diese nicht dazu, einen wirkungsvollen Widerstand zu leisten. Auch das am 1. Februar 1806 in Regensburg zur Diktatur gelangte Dokument, in dem die Reichsritterschaft die Zerstörung ihrer Verfassung anzeigte, worin sie nur das Recht

1) Bernath NAN 63, 143

2) S/M Bd. 7 S. 609

3) Meister S. 23

4) HStA 150/2346

5) Berghaus (100) I. Abt. Bd. 2 S. 273

des Stärkeren anerkannte, sollte an der bevorstehenden Auflösung nichts mehr ändern¹⁾.

Noch einmal kam die große europäische Politik der Reichsritterschaft zu Hilfe, als sich Preußen und Frankreich einig wurden, dieses Problem nicht vor den Reichsgerichten, sondern auf dem Reichstag zu erledigen²⁾. Trotz des sich in Zerfall befindlichen Deutschen Reiches wirkten die Institutionen des Reichskammergerichtes und des kaiserlichen Reichshofrates noch einmal zugunsten der Reichsritterschaft, mit dem Ergebnis, daß diese wiederhergestellt wurde. Zwar restaurierte Nassau-Usingen den alten Zustand und schickte dem kaiserlichen Konservatorium eine Partitionsanzeige³⁾, doch war dies in Bayern und Württemberg nicht der Fall. Auf Veranlassung des ritterschaftlichen Generaldirektoriums erging durch die Subdelegationskommission der Konservatorial-Kommission ein Staatenmonitorium, in dem auch Nassau-Weilburg zur Herstellung des alten Zustandes verpflichtet wurde⁴⁾.

Als wirkungsvollster Anwalt der Reichsritterschaft trat Freiherr vom Stein am 13. Januar 1804 mit einem Brief an Fürst Friedrich August an die Öffentlichkeit⁵⁾. Er bezeichnete das Vorgehen des Fürsten als illegal. Seiner Ansicht nach war die Behandlung der Reichsritterschaft nur von den Reichsgesetzen und dem Kaiser abhängig. Diese aufsehenerregende Schrift und das darauf erfolgte Entgegenkommen der beiden nassauischen Regierungen⁶⁾ konnte den drohenden Untergang der Reichsritterschaft nicht mehr abwenden. Art. 25 der Rheinbundakte bereitete den ritterschaftlichen Besitzungen ein Ende.

1) von Oer S. 208

2) von Galéra S. 352

3) Weicker S. 91

4) vgl. von Aretin I. Teil S. 460

5) abgedruckt bei G.H. Pertz "Frh. v. Stein", Bd. 1 S. 257

6) Domarus NAN 52, 19

c) Die Auswirkungen durch Nassau's Beitritt zum Rheinbund

Der unter dem Protektorat Napoléons am 12. Juli 1806 zwischen sechzehn deutschen Staaten geschlossene Bund¹⁾ führte nicht nur zur Loslösung vom Deutschen Reich, sondern auch zu einer Aufteilung derjenigen Kleinstaaten, die zwischen ihren Grenzen lagen²⁾ und die nicht diesem Bund beigetreten waren.

Die Folgen des Beitritts von Nassau zum Rheinbund waren:

1. Der Verlust sämtlicher Besitzungen des Prinzen von Oranien.
2. Gemäß Art. 6 nahm Fürst Friedrich August den Titel Herzog an.
3. Die Abtretung Kastels und Kostheims an Frankreich.
4. Die Abtretung von Königswinter, Villich und Deutz an das Großherzogtum Berg.
5. Der Erwerb der
 - a. dem Fürsten von Anhalt - Bernburg - Hoim oder Schaumburg gehörenden Grafschaft Holzappel und der Herrschaft Schaumburg,
 - b. dem Fürsten von Wied - Runkel gehörenden, auf dem linken Lahnufer liegenden Ortschaften der Grafschaft Wied - Runkel,
 - c. Nassau - Oranien gehörenden Grafschaft Diez,
 - d. nassau-oranischen Anteile an den Ämtern Camberg, Wehrheim, Mensfelden und Eisenbach,
 - e. nassau-oranischen Anteile an Grund Seel- und Burbach sowie des Amtes Burbach,
 - f. dem Grafen von Waldbott - Bassenheim gehörenden Herrschaft Reifenberg,

1) Huber, Dokumente, Bd. 1 Nr. 2

2) Huber Bd. 1 S. 68

- g. dem Fürsten von Wied - Neuwied gehörenden Grafschaft Wied - Neuwied,
- h. dem Fürsten von Wied - Runkel gehörenden Gemeinde Dierdorf mit dem dazugehörenden Amt,
- i. dem Fürsten von Wied - Runkel gehörenden Ämter Altenwied und Neuerburg,
- j. dem Fürsten von Solms - Braunfels gehörenden Ämter Braunfels und Greifenstein und das dem Fürsten von Solms - Lich gehörenden Amt Hohenolms.

6. An reichsritterschaftlichen Besitzungen¹⁾ kamen die

- a. des Fürsten von der Leyen,
 - b. des Freiherrn vom Stein,
 - c. des Grafen von Boos - Waldeck,
 - d. des Freiherrn von Preuschen von und zu Liebenstein,
 - e. des Grafen von Schönborn und des Freiherrn von Frankenstein,
 - f. des Grafen von Sickingen,
 - g. des Herren von Marioth,
 - h. der Familie von Bettendorf, zuletzt Gräfin von Coudenhoven,
 - i. des Grafen von Waldbott - Bassenheim
- hinzu.

Durch den aus der Rheinbundakte erhaltenen Gebietszuwachs und die Errichtung einer gemeinsamen Verwaltung waren die Voraussetzungen für die Bildung eines einheitlichen Staatswesens mit einer geschlossenen Struktur geschaffen worden²⁾.

¹⁾ Die vorliegende Untersuchung beschränkt sich auf die von Weidenbach NAN 10, 301 - 309 aufgezählten reichsritterschaftlichen Besitzungen.

²⁾ Vix S. 17

3. Die Aufhebung der Selbständigkeit der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Gebiete

a) Die Besitzergreifung

Als Signatar der Rheinbundakte hatte sich Nassau aus dem deutschen Reichsverband gelöst. Diejenigen Gebiete, die innerhalb oder zwischen den nassauischen Besitzungen lagen, wurden der Souveränität des Herzogs von Nassau-Usingen und dem Fürsten von Nassau-Weilburg unterstellt. Grundlage der Inkorporierung der standesherrlichen Gebiete war Art. 24 der Rheinbundakte. Dieser bestimmte:

".... Leurs Altesses Sérénissimes le Duc et Prince de Nassau exerceront tous les droits de souveraineté, savoir:
Leurs Altesses Sérénissimes le Duc de Nassau-Usingen et Prince de Nassau-Weilburg sur les baillages de Dierdorf, Altenwied, Neuerbourg et la partie du Comté du bas Ysenbourg, appartenante au Prince de Wied-Runkel, les Comté de Wied-Neuwied et de Holzappel, la seigneurie de Schaumbourg, le Comté de Dietz et ses dépendances, la partie du village de Munzfelden appartenante au Prince de Nassau-Fulda, les baillages de Wehrheim et de Burbach, la partie de la seigneurie de Runkel située à la gauche de la Lahn la terre équestre de Cransberg et fin les baillages de Hohensolms, Braunfels et Greifenstein."

Grundlage für die Besitzergreifung der reichsritterschaftlichen Gebiete war Art. 25 der Rheinbundakte. Dieser lautete:

"Chacun des Rois et des Princes confédérés possédera en toute souveraineté les terres équestres enclavées dans ses possessions.

Quant aux terres équestres interposées entre deux des états confédérés, elles seront partagées quant à la souveraineté entre les deux états, aussi également que faire se pourra, mais de manière à ce qu'il n'en résulte ni morcellement ni mélange de territoire"¹⁾.

¹⁾ zitiert nach einer Kopie des Vertrages in: HStA 210/1511a

Durch diese Bestimmungen waren die zu mediatisierenden Standesherrn und Reichsritter ihrer rechtlichen Verbundenheit gegenüber dem Kaiser und dem Deutschen Reich entbunden worden. Ihre bis dahin selbständigen Landesherrschaften wurden der "souveraineté" des Herzogtums Nassau unterstellt.

Der Vollzug dieser sich aus der Rheinbundakte ergebenden Rechte erfolgte in Nassau durch das voreilige Vorgehen des Großherzogs von Berg¹⁾. Dieser besetzte schon am 29. Juli 1806 die von Nassau abzutretenden Ämter²⁾. Auf Grund dieses Vorgehens veranlaßte Nassau ebenfalls die Besitzergreifung einzuleiten, obwohl die Weisung bestand, daß die zu mediatisierenden Gebiete ordnungsgemäß durch französische Kommissare den Bevollmächtigten der Rheinbundfürsten übergeben werden sollten³⁾. Entgegen dieser Weisung erließ Friedrich August auch im Namen des Fürsten von Nassau-Weilburg am 31. Juli 1806⁴⁾ ein Patent, das die Besitznahme der neu zu erwerbenden Gebiete anordnete. Zugleich wurden Vollmachten für die verschiedenen nassauischen Kommissare ausgestellt⁵⁾. Der Geheime Regierungsrat und Vizekanzler Kalt sollte Neuwied, Geheimrat Medicus Braunfels und Greifenstein, Altenwied, Neuerburg, Dierdorf und der links der Lahn gelegene Teil der Herrschaft Runkel, Regierungsrat Lex Hohensolms, Justizrat Ibell Holzappel und Schaumburg, Geheimrat Vigelius die Grafschaft Diez und Dependenz nebst den Ämtern Burbach und Wehrheim und der Hofgerichtsrat Wurm Kransberg und Ziegenberg in Besitz nehmen.

Am folgenden Tag faßte man eine Instruktion ab für die Besitzergreifung von Neuwied, Kransberg, Hohensolms⁶⁾ und die Ämter Braunfels und Greifenstein⁷⁾.

1) HStA 210/9403

2) Art. 16 der Rheinbundakte, Ansfeld NAN 19, 197

3) Winkopp Bd. 1 S. 91

4) StA Koblenz 332/218

5) HStA 210/1511a

6) HStA 210/11101

7) HStA 210/3518

Durch einen Bericht Ibells war mitgeteilt worden, daß die französischen Truppen sich nicht in die Besitznahmeangelegenheiten mischen würden¹⁾. Aber durch ein Schreiben von Marschall Berthier vom 30. Juli 1806 war nochmals ausdrücklich auf eine französische Mitwirkung bei der Besitzergreifung hingewiesen worden²⁾, so daß sich die Besitzergreifung weiterhin verzögerte.

Erst im Laufe des Augustes teilte Marschall Berthier dem Hause Nassau mit, daß Generalkommissar Parigot bei der Besitznahme der in Art. 24 der Rheinbundakte genannten Gebiete mitwirken werde³⁾.

Am 27. August 1806 schickte von Marschall an Gagern Entwürfe von zwei Edikten, um die weilburgische Genehmigung zu erlangen. Diese Besitzergreifungsedikte waren inhaltlich den badischen Edikten nachformuliert⁴⁾. Die Veröffentlichung erfolgte am 30. August und 5. September 1806. Das Edikt vom 30. August 1806⁵⁾ enthielt die Ankündigung, daß den beiden Fürsten die volle Souveränität über die bisherigen walramischen Besitzungen und über die in den Art. 24 und Art. 25 der Rheinbundakte genannten Gebiete zugefallen sei, verbunden mit dem Recht der Gesetzgebung, der Obergerichtsbarkeit, Oberpolizei, Militärhoheit und dem Recht der Auflagen. Die näheren Bestimmungen über die Unterabteilungen in der Staatsorganisation sollten erst dann geschaffen werden, wenn die neuen Gebiete durch den französischen Bevollmächtigten übergeben worden seien. Durch das Edikt vom 5. September 1806 sollten die neuen, der nassauischen Souveränität unterstellten Territorien, nach formeller Übergabe durch den französischen Kommissar wirklich in Besitz genommen werden⁶⁾. Eine Entscheidung über die Souveränitätsrechte, über die Patrimonialgerechtsamen und die Jurisdiktion sollte späteren Verordnungen vorbehalten bleiben.

1) HStA 210/1511a, Bericht vom 4.8.1806

2) HStA 210/1511a

3) HStA 210/1511a, Schreiben Berthiers vom 8.8.1806

4) Ein Grund dafür war wohl, daß von Marschall's Bruder der in Baden verantwortliche Minister für die Durchführung der Mediatisierung war.

5) HStA 210/1511 b, StA Koblenz 332/218

6) HStA 210/3516, vgl. den Entwurf des Ediktes

Obwohl von Marschall schon im Dezember 1805 den Untergang der Reichsritterschaft voraussah¹⁾, leitete er die Besitzergreifung der gemäß Art. 25 der Rheinbundakte Nassau zugefallenen reichsritterschaftlichen Gebiete erst am 6. September 1806 ein²⁾.

Die den usingischen Landesteil betreffende Verordnung bestimmte, daß die Besitznahme der reichsritterschaftlichen Gebiete mit dem Edikt vom 30. August 1806 bekannt gemacht werden sollte. Es sollte der Herzog und Fürst von Nassau als Souverän anerkannt werden.

Die Beamten, Pächter und Untertanen sollten ihr Recht bei den Ämtern als erster Instanz suchen. Den adeligen Gutsbesitzern verblieben die Verwaltung, Benutzung und die Privateinkünfte.

Schließlich wurde den Ämtern befohlen, die 1804 provisorisch besetzten reichsritterschaftlichen Gebiete sofort in Besitz zu nehmen³⁾.

Am 9. September 1806 erließ der Fürst von Nassau-Weilburg ein Reskript auf der Grundlage des Wiesbadener Ediktes mit gleichlautendem Inhalt⁴⁾.

Zwar wurde eine zeitliche Koordination der Besitzergreifung der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Gebiete angestrebt⁵⁾ - weshalb die reichsritterschaftlichen Gebiete auch nicht sofort, sondern erst mit den standesherrlichen Gebieten übergeben werden sollten - doch gelang dies nur unvollkommen.

Am 6. September 1806 erfolgte die Übergabe der Amtsbezirke Braunsfels, Greifenstein und Hohensohlms⁶⁾, am 7.9. das Oranische Amt Burbach, am 8.9. Neuwied, am 9.9. Holzappel und Schaumburg und am 10.10. Dierdorf, Altenwied und Neuerburg und der Teil von Nieder-Ysenburg, der dem Fürsten von Wied-Runkel gehörte, sowie

1) HStA 210/8445, Schreiben Marschalls vom 3.12.1805

2) HStA 151/941

3) HStA 291/53, Schreiben der Herzoglichen Regierung an die Ämter vom 13.9.1806

4) HStA 152/844 ; HStA 154/421

5) HStA 210/3516, Promemoria von Vigelius vom 4.9.1806

6) HStA 210/3516, Bericht von Vigelius vom 6.9.1806

der links der Lahn gelegene Teil der Herrschaft Runkel¹⁾. Schließlich folgten am 12.9. die Ämter Kransberg und Reifenberg und das Dorf Dornassenheim²⁾. Mit dieser rein formellen Besitzübernahme waren die standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Besitzungen der Souveränität des Herzogtums Nassau unterstellt worden.

b) Die Reaktionen der Standesherrn und Reichsritter auf die sich abzeichnende Besitzergreifung und ihr Verhalten nach der Unterzeichnung der Rheinbundakte durch Nassau

Die Bildung des souveränen Herzogtums Nassau veranlaßte die nassauischen Standesherrn und Reichsritter zu einem groß angelegten Versuch der Rettung ihrer territorialen Selbständigkeit.

Als erster erkannte der von beiden Fürsten zu Wied bevollmächtigte Geheime Rat von Gärtner die Situation. Wie sich aus einem Schreiben vom 5. August 1806 an Marschall ergibt, wollte er zunächst einmal Zeit gewinnen³⁾. Zu diesem Zweck bat er, die Besitzergreifung erst dann vorzunehmen, wenn die Verhältnisse der Fürsten zu Wied geregelt seien.

Am darauffolgenden Tag legte er in Wiesbaden schriftlich ein Promemoria über die künftigen Verhältnisse zwischen den Herren Souveränen und den Fürsten zu Wied vor.

Sowohl bei von Gärtner als auch bei den anderen Bevollmächtigten der Mediatisierten ist bemerkenswert, daß grundsätzliche Zweifel an der Ausübung der Souveränitätsrechte durch das Herzogtum Nassau nicht geäußert wurden. Gärtner konstatierte, daß "die

1) HStA 210/3516, Bericht von Vigelius vom 17.9.1806

2) ebenda, Bericht von Siegfried vom 16.9.1806

3) HStA 210/3385

Herren Herzoge und Fürsten zu Nassau die Souveraineté" erhalten haben. Dies mag zum Teil darin begründet sein, daß die Mediatisierten die politische Dominanz Frankreichs bei der Regelung der Reichsverhältnisse akzeptierten.

Die von Gärtner formulierten Grundpositionen der Fürsten zu Wied dem souveränen Haus Nassau gegenüber können dem Inhalt nach für alle Mediatisierten gelten.

Er wollte grundsätzlich alle diejenigen Rechte erhalten wissen, die historisch gewachsen waren und die mit der Souveränität nicht kollidieren würden. Zwar stehe dem Herzogtum Nassau das Recht über Krieg und Frieden und das Recht Verträge mit anderen Mächten zu schließen zu, doch die "superioritas territorialis subordinata" verbleibe den Fürsten zu Wied. Auch habe Nassau die oberste Staatsgewalt hinsichtlich der "législation", nicht aber das Gesetzgebungsrecht für die innere Landesadministration, da den Standesherrn die "jurisdiction et police forestière" sowie die "basse et moyenne jurisdiction civile et criminelle" belassen sei. Hinsichtlich der "justice suprême" sei eine Regelung wie bei dem bisherigen Reichsgericht zu finden. Doch "der wichtigste Punct" sei das "Droit d'impôts". Hier müsse dem Landesherren ein "votum consultatium" zugestanden werden und ihre Revenuen auf jeden Fall erhalten bleiben.

Noch am gleichen Tag verfaßte Präsident von Gagern eine Beantwortung dieser Promemoria¹⁾. Sie enthielt die Grundzüge der künftigen Regelungen gegenüber den Mediatisierten, ohne eine definitive Bestimmung treffen zu wollen.

Oberstes Gebot sei die Einheit des Herzogtums zu bewahren und eine gleichmäßige Verwaltungsorganisation zu schaffen. Neben der

¹⁾ HStA 210/3385, Schreiben vom 6.8.1806

Souveränität sei eine Landeshoheit oder Landesherrlichkeit weder theoretisch noch praktisch denkbar. Allerdings werde eine zweite Instanz anerkannt. Im Hinblick auf die anderen von Gärtner angesprochenen Rechte gab von Gagern ausdrücklich zu, daß man von Seiten Nassaus noch keine definitive Regelung einem einzigen Mediatisierten gegenüber treffen wolle, bevor man eine allumfassende, mit den anderen Souveränen abgestimmte Regelung gefunden habe.

Schon am 14. August 1806 folgte ein Promemoria des Fürstlich Solmsischen Geheimen Rates von St. Georgen¹⁾. Diesem ging es vornehmlich darum, "daß die untergeordneten Fürsten an ihren bisherigen Einkünften, die Landessteuern allein ausgenommen, nicht verkürzt und das ihnen alle diejenigen Gerechtsamen, welche nur irgend neben der Souveraineté bestehen können, gelassen werden sollen." Außer der Wahrung der wirtschaftlichen Interessen, forderte er auch das "forum austragale" und die Beibehaltung der persönlichen Vorzüge.

Die von Gagern abgefaßte Beantwortung nahm Bezug auf die Beantwortung der Promemoria Gärtners und schlug St. Georgen die Beibehaltung "aller Revenuen ohne Unterschied" ab, da man so handeln müsse wie die anderen souveränen Herren²⁾.

Auch in diesem Schreiben wurde keine der konkreten Forderungen zugesagt, sondern allgemein geantwortet. "Denn in Dingen, die nothwendig so manchfache Collisionen herbeiführen müssen, läßt sich nur von wechselseitiger kluger Nachgiebigkeit ein fortgesetztes gutes Vernehmen erwarten."

Mit weniger Hartnäckigkeit geht der Nassau-Oranische Rat von Schenk bei der Beurteilung der Verhältnisse vor. Zwar hatten sich

1) HStA 210/3385

2) HStA 210/3385

die nassau-oranischen Beamten gegen die Besitznahme verwahrt, doch in seinem Schreiben an Marschall wandte er sich nur gegen die vorläufige Suspendierung der Konsistorial- und Kanzleigerichtsbarkeit mit allen anhängigen Gerechtsamen¹⁾. Er bat unter Hinweis auf die verwandtschaftlichen Beziehungen die Verfügungen auszusetzen, bis der Prinz von Oranien darüber entschieden habe. Eine grundsätzliche Bemerkung über die Inkorporation war diesem Schreiben jedoch nicht zu entnehmen.

Das kurz gefaßte Antwortschreiben Marschalls²⁾ ließ eine eindeutige Stellungnahme ebenfalls vermissen. Vielmehr brachte er zum Ausdruck, daß die in Dillenburg erlassenen Verordnungen für die Grafschaft Diez in Zukunft in vielen Punkten Abänderungen, auch im Interesse des Prinzen von Nassau-Oranien bringen würden.

In einem Schreiben des Anhalt-Bernburg-Schaumburgischen Geheimen Hofrates Pauli zur Bestimmung des Gerichtsstandes wird deutlich³⁾, wie sich der Fürst von Anhalt-Bernburg-Schaumburg gegenüber dem Hause Nassau ansah. Er betrachtete sich nicht nur als einer der reichsten Landeigentümer in Nassau, sondern dadurch, daß man ihm in der Rheinbundakte viele bedeutende Hoheitsrechte belassen habe, sei ihm mit den anderen vormals Reichsunmittelbaren die dem Souverän am nächsten gelegene Stufe eingeräumt worden. Zudem sei nur das standesherrliche Gebiet mediatisiert worden, nicht aber seine Person. Mithin sei er auch rechtlich anders zu behandeln als die anderen nassauischen Mediatisierten⁴⁾.

Ein Auszug des Antwortschreibens des Rates Ibells⁵⁾ läßt erkennen, daß man in Nassau bereit war einen für alle Standesherrn privilegierten Gerichtsstand anzuerkennen. Inzidenter kam damit zum Ausdruck, daß eine Gleichbehandlung aller Standesherrn gewährleistet werden sollte.

1) HStA 210/3385, Schreiben vom 11.9.1806

2) HStA 210/3385, Schreiben vom 17.9.1806

3) HStA 210/3385, Schreiben vom 14.12.1806

4) Der Fürst von Anhalt-Bernburg-Schaumburg war selbst Mitglied des Rheinbundes.

5) HStA 210/3385, Schreiben vom 20.12.1806

Gegen die Besitznahme der bassenheimischen Herrschaft Reifenberg legte der Gräfllich Bassenheimische Kammerrat Säbs eine förmliche "protestando" ein¹⁾. Er gab zu bedenken, daß nur die Rheinbundakte als Titel für die Besitznahme fremder Territorien ausschlaggebend sei. Da Art. 24 der Rheinbundakte weder ausdrücklich noch stillschweigend die Herrschaft Reifenberg einbeziehe, habe auch Nassau kein Recht zur Besitzergreifung. Demgegenüber äußerte sich Graf von Waldbott-Bassenheim in einem Schreiben²⁾ an Marschall dahingehend, daß er sich einer Äußerung über die Protestation enthalte, daß aber eine individuelle und lokale Umstände berücksichtigende Regelung den Wünschen des Souveräns als auch den eigenen Wünschen entsprechen könnte. Jedenfalls sei aber in der Protestation nichts Anstößiges zu finden.

Gagerns Antwort ist sehr bestimmt gefaßt³⁾. Er stellte den Sinn der Rheinbundakte so dar, daß es danach nur Souveräne und Untergeordnete geben könne. In Paris habe man bei den zu inkorporierenden Gebieten nicht nach standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Gesichtspunkten, sondern unter dem Gesichtspunkt, ob ein Gebiet eingeschlossen sei, entschieden.

Insgesamt war das Verhalten der Standesherrn sehr unterschiedlich. Eines war ihnen aber gemeinsam: Die Anerkennung der politischen und territorialen Realität. Ihr Hauptaugenmerk war nur noch darauf gerichtet, so viel an Privilegien zu retten als noch möglich war.

Daß keiner der in das Gebiet Nassau einverleibten Standesherrn, der schon 1803 gegründeten "Frankfurter Union" beigetreten war, ist wohl darauf zurückzuführen, daß den Beschwerdeführenden versprochen wurde "alle Temperatur, alle Billigkeit und Rücksicht hineinzulegen, die die Sache vernünftig verträgt."⁴⁾ Dieses Ver-

1) HStA 210/3516, undatiert, wohl vom 12.9.1806

2) HStA 210/3385, Schreiben vom 19.10.1806

3) HStA 210/3385, Kopie des Schreibens vom 14.9.1806

4) HStA 210/3385, Schreiben Gagerns an Gärtner vom 6.8.1806

trauen, daß ein Reichsmitstand dem anderen keine Ungerechtigkeit zufügt, kam besonders in den Schreiben des Fürsten zu Wied¹⁾ und des Grafen zu Solms²⁾ an den Herzog von Nassau zum Ausdruck.

Eine Solidarisierung der nassauischen Standesherrn kam nicht zustande, wohl in der unbegründeten Hoffnung, die auf dem diplomatischen Wege zu treffenden Regelungen würden zu einem befriedigenden Ergebnis führen. Dabei wurde allerdings verkannt, daß es Nassau zunächst einmal um die territoriale Eingliederung der gemäß Art. 24 und 25 der Rheinbundakte zugesprochenen Gebiete ging und nicht so sehr um die Lösung der staatsrechtlichen Verhältnisse zu den Mediatisierten³⁾.

Demgegenüber reagierte die mittelrheinische Reichsritterschaft nach anfänglichen Einzelaktionen aus einer Solidargemeinschaft heraus.

Der wohl wirkungsvollste und am meisten beachtete Protest gegen die Besitznahme der reichsritterschaftlichen Besitzungen war der am 13. Januar 1804⁴⁾ von dem Freiherrn von Stein veröffentlichte Brief, in dem er die Besitznahme reichsritterschaftlicher Güter als einen unberechtigten Eigentumsangriff ansah. Der Inhalt dieses Briefes, als Reaktion auf die provisorische Besitznahme des Jahres 1804, findet seine Berechtigung auch durch die im Jahre 1806 herrschenden Verhältnisse. Stein knüpfte seinen Protest wegen der Besitznahme seiner Dörfer Frucht und Schweighausen an die Recht- und Zweckmäßigkeit dieser Handlung an. Für ihn war es politisch opportun nicht die kleinen Staaten zu stärken, sondern diese mit den beiden großen Monarchien zu vereinigen. Auch stellte er die Rechtsgrundlage in Zweifel⁵⁾, die die Landeshoheit von Nassau-Usingen begründete.

1) HStA 210/3516, Schreiben vom 14.9.1806

2) HStA 210/3385, Schreiben vom 18.8.1806

3) HStA 210/3516, Promemoria von Vigelius vom 4.9.1806

4) vgl. Pertz, Frh. von Stein, Bd. 1 S. 267

5) Lehmann Bd. 1 S. 304

Marschall schlug dem Herzog vor, diesen Brief unbeantwortet zu lassen, weil man nicht umhinkomme "das Unanständige und Lächerliche, das in diesem Schreiben liege dem Herrn vom Stein fühlbar zu machen."¹⁾ Marschall glaubte, Stein wolle sich gleichsam in eine Linie mit den deutschen Fürsten stellen.

Ganz anders war das Vorgehen des Fürsten von der Leyen, der wegen seiner Herrschaft Geroldseck den Titel eines souveränen Fürsten erworben hatte²⁾. Wie sich aus einem Schreiben Marschalls an den Legationsrat Fabricius in Paris ergibt³⁾, versuchte von der Leyen die ihm zugesprochene Souveränität auch auf seine nassauischen Besitzungen auszuweiten. Er nahm diejenigen Rechte die bisher der reichsritterschaftlichen Korporation zustanden nunmehr selbst wahr. Trotz einer Beschwerde bei dem Fürst-Primas, wo Fürst von der Leyen die reichsritterschaftliche Qualität seiner nassauischen Besitzungen bestritt, nahm Nassau unter Zuhilfenahme von Militär am 10. September 1806 die von der Leyen'schen Gebiete in Besitz.

Marschall interpretierte die Rheinbundakte dahingehend, daß eine übergreifende Souveränität auf Territorien eines Souveräns die in einem Gebiet eines anderen Souveräns eingeschlossen sind, nicht zugebilligt worden sei. Selbst Preußen und der Fürst-Primas, die Güter in anderen Territorien hätten, könnten die Souveränitätsrechte nicht reklamieren, sondern müßten sich subordinieren.

Die gesamte mittelrheinische Ritterschaft versuchte durch eine gemeinschaftliche Handlung zu retten was noch zu retten war. Ihre Mitglieder wurden für den 8. September 1806 nach Frankfurt geladen. Ein dort erarbeiteter Forderungskatalog wurde am 19. September 1806 von dem Ritterhauptmann von Schütz dem nassauischen Staatsministerium überbracht. Sie forderten⁴⁾:

-
- 1) zitiert nach Lehmann Bd. 1 S. 309 Anm. 1
2) Art. 5 der Rheinbundakte
3) HStA 210/4375a, Schreiben vom 23.9.1806
4) Meister S. 55

1. Den privilegierten Stand und Gerichtsstand; die Befreiung vom Militärdienst, den Landesschulden und dem Landesfrohn.
2. Die Beibehaltung aller Gefälle, soweit sie mit den Souveränitätsrechten vereinbar seien; die Zivilgerichtsbarkeit in erster Instanz; den gleichen Gerichtsstand für ihre Bediensteten wie diejenigen der Souveräne gleichen Ranges und Klasse; das Patronatsrecht; Steuerfreiheit, mindestens aber der bisherige Matrikularfuß; die Befreiung der Reichslehen von jedem Lehnsexus und Allodifikation derselben.
3. Außerdem wurde noch gefordert, daß die Gage und Besoldung des Ritterhauptmannes gewährleistet werde und die Untertanen von jeder Landesschuld befreit würden. Zudem kam der Vorschlag, die reichsritterschaftlichen Kanzleien durch die Bevollmächtigung der Souveräne solange weiterzuführen, bis sich die Beteiligten über die Art der künftigen Führung der Geschäfte geeinigt hätten.

Auch dieser Forderungskatalog zeigt unzweideutig, daß die mittelhheinische Reichsritterschaft die Souveränitätsrechte des Herzogs und Fürsten von Nassau nicht in Zweifel zog. Vielmehr sollten bisherige, umfangreiche Rechte durch den Souverän gewährleistet werden, wohl in der Hoffnung, daß, wenn schon die Reichsunmittelbarkeit verloren gehe, viele privilegierende Rechte gerettet werden könnten. Das Schwergewicht beruhte aber auf der Regelung der persönlichen und grundherrlichen Verhältnisse, deren Durchsetzung, insbesondere die Steuerbefreiung, kaum Aussicht auf Erfolg hatte.

Insgesamt war die Reaktion der Standesherrn und der Reichsritterschaft ein Versuch privilegierende Einzelinteressen und Vorteile zu konservieren. Die vielfältigen Bemühungen, den drohenden Verlust der Selbständigkeit aufzuhalten, waren zum Scheitern verurteilt, als Nassau aus politischen und verwaltungsorganisatorischen Gründen

einer raschen Einverleibung der mediatisierten Gebiete den Vorrang gab¹⁾. Der tatsächlichen Besitznahme der Mediatgebiete hatten die Standesherrn und Reichsritter nur geringen Widerstand entgegengesetzt. Ihre zukünftige Rechtsstellung und die Verwaltung ihrer Gebiete gaben ihnen in der Folgezeit immer wieder Anlaß, sich in Verhandlungen und Gegenvorstellungen für die Erhaltung ihrer Privilegien einzusetzen.

c) Die verwaltungsorganisatorischen Voraussetzungen für die Administration der neu erworbenen Gebiete

Die im Edikt vom 30. August 1806 verfügte zukünftige verwaltungsmäßige Eingliederung der Mediatgebiete²⁾ wurde Anfang September in Angriff genommen. Die Räte Vigelius und Huth verfaßten jeweils ein Gutachten, in dem sie Vorschläge für eine neu zu errichtende Verwaltung unterbreiteten³⁾.

Vigelius machte darin deutlich, daß gerade die Überweisung der Länder und Besitzungen eine gemeinschaftliche Administration nötig mache. Er schlug daher ein gemeinschaftliches Administrationskollegium vor. Huth differenzierte: Er wollte zwar eine gemeinschaftliche Administration, eine "Amalgamierung" der Administration der neuen und alten Gebiete mochte er jedoch nicht durchgeführt wissen.

Eine gemeinsame Übereinkunft beider Regenten bestimmte in neun Punkten Richtlinien für die Verwaltungsorganisation des Herzogtums⁴⁾. Außer Bestimmungen, die die Gleichförmigkeit der Verwaltung im ganzen Herzogtum festlegten und solche, welche die Finanzverwaltung betrafen, regelte Punkt 4 die einstweilige Administration der Souveränitätsrechte über die neu hinzugekommenen

1) HStA 210/3516, Promemoria von Vigelius vom 4.9.1806

2) HStA 207/83

3) HStA 210/2366, Gutachten vom 3. bzw. 4.9.1806

4) HStA 210/2366, Übereinkunft datiert vom 5.9.1806

Gebiete. Darin heißt es:

"... soll eine Commission zu Wiesbaden unter der unmittelbaren Aufsicht des Ministerii und Geh. Conferenz niedergesetzt werden, an welche die Berichte aus diesen Landen nach der Besitznahme laufen und aus welchem die Verfügungen in dieselbe abgehen."

Damit wurde eine Kommission geschaffen¹⁾, deren Zuständigkeitsbereich sich darauf erstreckte, die durch die Rheinbundakte neu erworbenen Gebiete verwaltungsorganisatorisch in die Gesamtverwaltung des Herzogtums Nassau zu integrieren.

Diese Kommission war bis zum 1. September 1809 tätig und wurde dann im Rahmen der Vereinfachung der Staatsverwaltung aufgelöst²⁾. Deren Aufgaben gingen auf die Regierung in Ehrenbreitstein bzw. die Wiesbadener Regierung über³⁾.

Am 5. September 1806 erteilten die beiden nassauischen Regenten dem Rat Vigelius eine Instruktion die ihm vorschrieb, was in den Orten Braunfels, Hohensohls, Neuwied, Dierdorf, Schaumburg, Diez, Runkel, Reifenberg, Kransberg, Dornassenheim, Wehrheim und Burbach zu verfügen sei⁴⁾. Diese Bestimmungen hatten provisorischen Charakter.

1. Zunächst wurde bestimmt, daß die Diener in den in Besitz genommenen Gebieten von nun an dem Souverän verpflichtet waren.
2. Das Militär hatte seinen Dienst im Namen der neuen Souveräne fortzuführen.
3. Eine formelle Huldigung hatte zu erfolgen.
4. In Reichs- und Kreis"praestandis" nach nunmehr erfolgter Auf-

1) Über die Zusammensetzung und die Unterbehörden dieser Kommission vgl.: Staats-Hb.Nass 1808 S. 257

2) VöBl. 1809 S. 85

3) HStA 210/3905

4) HStA 210/3516

lösung der bisherigen deutschen Reichsverfassung bis auf weitere Verordnung nichts mehr zu entrichten.

5. Oberste Instanz in Justizsachen sollte nicht mehr das Reichsgericht, sondern das Oberappellationsgericht in Hadamar sein.
6. Keine Abgaben an die Rittertruhen. Keine Annahme von Verfügungen des Ritterdirektoriums.
7. In Ansehung der Trennung der Souveränitätsrechte von denen den bisherigen Landesherren verbleibenden Gerechtsamen und Einkünften, behalten sich die Souveräne eine nähere Bestimmung vor.

Diese Instruktion läßt den Rahmen erahnen, in dem sich die zukünftigen Verhältnisse der Standesherren und Reichsritter bewegen werden.

Das Herzogtum Nassau war gewillt seine Souveränitätsrechte auszuüben. Für Nassau bestand die deutsche Reichsverfassung nicht mehr. Oberstes Ziel war die neu erworbene Souveränität auch im Inneren des Herzogtums durchzusetzen.

Bevor jedoch die Handhabung der Souveränitätsrechte in den neu erworbenen Gebieten aufgezeigt wird, ist es zum besseren Verständnis erforderlich, eine Betrachtung der Rheinbundakte aus verfassungsrechtlicher Sicht anzustellen.

II. Die Rheinbundakte als Ermächtigungsgrundlage für die Mediatisierung

1. Die staatsrechtliche Qualifizierung der Auflösung des Deutschen Reiches und die Gründung des Rheinbundes

Gemäß Art. 3 der Rheinbundakte waren die Rheinbundstaaten verpflichtet, aus dem Reichsverband auszuscheiden. Es heißt darin:

"Chacun des Roi et Princes confédérés renoncera à ceux de ses titres qui expriment des rapports quelconques avec l'Empire Germanique, et le premier tout prochain il fera notifier à la Diète sa séparation d'avec l'Empire"¹⁾.

Vertragsgemäß wurde am 1. August 1806 die Austrittserklärung dem Reichstag in Regensburg übergeben.

"... haben die Souverains und Fürsten des mittäglichen und westlichen Deutschlands sich bewogen gefunden, einen neuen und den Zeitumständen angemessenen Bund zu schließen. Indem sie sich durch gegenwärtige Erklärungen von ihrer bisherigen Verbindung mit dem deutschen Reichskörper lossagen, befolgen sie bloß das durch frühere Vorgänge und selbst durch Erklärungen der mächtigeren Reichsstände aufgestellte System"²⁾.

Die Signatarstaaten fühlten sich deshalb nicht mehr an die verfassungsmäßigen Pflichten gebunden, weil die entscheidenden Mächte des Reichsverbandes, Preußen und Österreich, selbst die dem Reichsverband obliegenden Pflichten verletzt hatten. Die Berufung auf die *clausula rebus sic standibus*, die Pflichtverletzung durch die anderen Vertragspartner, wäre aber nur dann rechtens gewesen, wenn sich die Rheinbundstaaten selbst vertragstreue verhalten hätten³⁾.

1) Huber, Dokumente, Bd. 1 Nr. 2

2) Huber, Dokumente, Bd. 1 Nr. 3

3) Huber, Bd. 1 S. 69

Aber auch durch ihr eigenes Verhalten hatten sie mit dazu beigetragen, den Niedergang des Deutschen Reiches einzuleiten¹⁾. Staatsrechtlich bestand kein Anlaß aus dem Reichsverband auszutreten. Zudem war eine Entscheidung des Reichstages darüber nicht erfolgt.

Die Austrittserklärung der Bundesstaaten berührte nicht das Verhältnis der übrigen Fürsten zur Reichsverfassung und Reichsverband. Ein Vertrag zwischen Dritten und einem Nichtbeteiligten konnte konsequenterweise nicht zu einer Auflösung führen²⁾. Erst durch die Abdiktionsakte Kaiser Franz II. vom 6. August 1806³⁾ wurde die Reichsauflösung expressis verbis ausgesprochen.

"Wir erklären demnach durch Gegenwärtiges, daß Wir das Band, welches Uns bis jetzt an den Staatskörper des deutschen Reichs gebunden hat, als gelöst ansehen, daß Wir das reichsoberhauptliche Amt und Würde durch die Vereinigung der conföderierten rheinischen Stände als erloschen und Uns dadurch von allen übernommenen Pflichten gegen das Deutsche Reich losgezählt betrachten und die Kaiserkrone niederlegen. Wir entbinden zugleich Churfürsten, Fürsten und Stände und alle Reichsangehörigen von ihren Pflichten, womit sie durch Constitution gebunden waren."

Der rechtliche Bestand des Deutschen Reiches konnte aber nicht durch eine einseitige Erklärung des Reichsoberhauptes aufgelöst werden. Eine dahingehende Kompetenz stand dem Kaiser nicht zu. Allerdings war es dem Reichsoberhaupt unbenommen abzdanken. Die formelle Auflösung des Reiches wäre nur dann rechtswirksam gewesen, wenn die die Reichssouveränität ausübenden Organe hinsichtlich der Auflösung einen Konsens gefunden hätten. Neben dem Kaiser waren gerade den Fürsten und Ständen so weitgehende Landeshoheitsrechte zuerkannt worden⁴⁾, daß eine wirksame Reichspolitik ohne

1) Stier - Somlo S. 123

2) Brauer S. 4

3) Huber, Dokumente, Bd. 1 Nr. 5

4) IPO Art. VIII § 1

diese Stände nicht mehr möglich war¹⁾. Nur ein formell gefaßter Beschluß des Regensburger Reichstages, als der höchsten Repräsentation der vereinigten Reichsstände, hätte der kaiserlichen Erklärung eine Rechtsgrundlage geben können. Da aber der Immerwährende Reichstag zu Regensburg schon am 12. August 1806 aufgelöst wurde, war er zur Entgegennahme dieser Erklärung nicht mehr einggerufen worden²⁾.

Somit fehlte es an einem wesentlichen Formerfordernis. Die Auflösung des Deutschen Reiches war ein reichsverfassungswidriger Akt, der von Anfang an nicht nur unwirksam, sondern nichtig war³⁾.

Dabei soll hier von der Frage abgesehen werden, ob die Abdankungserklärung als noch wirksam aufzufassen ist⁴⁾. Die bestehenden Reichsgrundgesetze waren noch in Kraft⁵⁾. Allerdings war in der Person des Reichsoberhauptes eine Vakanz eingetreten. Die effektive Aufhebung sämtlicher Reichsorgane führte zur Willens- und Handlungsunfähigkeit des Reiches. Das Deutsche Reich im staatsrechtlichen Sinne war suspendiert⁶⁾.

Nicht nur die Austrittserklärung der konföderierten Reichsstände und die Abdiktionserklärung des Kaisers brachten eine faktische Auflösung des Deutschen Reiches, sondern die das Deutsche Reich bildenden Elemente waren nicht mehr gewillt, das Reich als Staat fortzusetzen⁷⁾. Zwar wären die übrigen Reichsstände zur Fortsetzung der Reichsverbindung befugt gewesen, doch ein ernsthafter Versuch der Reichserneuerung erfolgte nicht mehr⁸⁾. Wer das Reich hätte retten wollen, hätte schon am 1. August 1806 dem Kaiser, den Bundesfürsten, dem französischen Kaiser den Krieg erklären müssen⁹⁾. Es konnte keine Rolle mehr spielen, in der Hinnahme der

1) IPO Art. VIII § 2

2) Schröder/Künssberg S. 982

3) Zachariä Bd. 1 S. 154

4) Zu diesem Problem: Conrad Bd. 2 S. 69

5) a. M. Zintel S. 2

6) Huber Bd. 1 S. 73

7) Winkopp Bd. 4 S. 207

8) Nur Hannover legte gegen die Auflösung des Deutschen Reiches am 25. November 1814 einen Protest auf dem Wiener Kongress ein.

Klüber, Kongressakten, Bd. 1 Heft 1 S. 84

9) Berg S. 153

Abdiktionserklärung eine konkludente Einwilligung in die Reichsauflösung zu erblicken, denn es fehlte der Wille der Nation zum Reich. Dies aber ist staatsrechtlich als die Auflösung des Deutschen Reiches anzusehen¹⁾.

2. Der Rheinbund

Die Rheinbundstaaten traten völkerrechtlich die Sukzession des Deutschen Reiches an, wobei die Nachfolge territorial auf das Gebiet der dem Rheinbund zugehörenden Staaten begrenzt war. Hoheitsrechte oder solchen korrespondierenden Rechte und Pflichten in Bezug auf die Staatsgewalt gingen auf sie über²⁾. Die faktische Auflösung des Deutschen Reiches bedeutete rechtlich die vollständige Auflösung der ehemaligen Reichsglieder. Es trat eine *divisio vel dismembratio pleno iure* ein³⁾.

Allerdings besteht und bestand kein Rechtssatz, der den neuen mit Territorialhoheit ausgestatteten Staat verpflichtet, bestehende Rechte anzuerkennen, denn Völkerrecht ordnet nicht die inneren Verhältnisse der Staaten⁴⁾. Somit fand eine Sukzession des Rheinbundes und der souverän gewordenen Fürsten in Rechte und Verbindlichkeiten von Kaiser und Reich nicht statt⁵⁾. Doch mußten die ehemaligen kaiserlichen Reservatrechte den Standesherrn zugesprochen werden, da sie den Hoheitsrechten eigentümlich waren. Auch soweit eine ausdrückliche Regelung getroffen war, gingen Pflichten und Verbindlichkeiten von Kaiser und Reich über⁶⁾. Sonstige Übernahmeverpflichtungen bestanden nicht⁷⁾.

Vertragliche Grundlage für die Mediatisierungen in den Rheinbundstaaten war die Rheinbundakte. Diese war ein völkerrechtlicher

1) Maurenbrecher S. 135

2) Schönborn S. 5

3) Max Huber S. 39/173

4) Jellinek S. 279

5) Zachariä S. 167

Max Huber S. 174

6) Rechte der Gläubiger und Pensionäre aus dem Reichsdeputationshauptschluß; der Rheinschiffahrts-Octroi
vgl. Art. II, III der Rheinbundakte

7) Insbesondere waren keine Regelungen über die Reichsschulden getroffen worden; Winkopp Bd. 1 S. 116

Vertrag mit einer dreifachen Wirkung. Erstens war er ein völkerrechtlicher Verpflichtungsvertrag mit der Grundpflicht, den gemeinsamen Zustand zu erhalten. Zweitens war er ein völkerrechtlicher Statusvertrag, der politische Eigenstaaten unter dem Protektorat Napoleons schuf. Drittens war er ein Verfassungsvertrag, der eine Grundordnung mit handlungsfähigen Organen etablierte¹⁾.

Seinem Verfassungstyp nach war der Rheinbund ein Staatenbund²⁾, denn im Verhältnis untereinander als auch zur Gesamtheit waren die Einzelstaaten souverän³⁾.

Die Bundesorgane waren der Fürstprimas, als "primus inter pares", mit einer lediglich geschäftsführenden Funktion und der geplante in Frankfurt/M zu konstituierende Bundestag, der aus einem Kollegium der Könige und einem Kollegium der Fürsten bestehen sollte⁴⁾.

Allerdings war die staatenbündische Struktur der Rheinbundstaaten sehr relativiert, denn sie standen unter dem Protektorat Napoleons. Dessen weitgehende Rechte bzw. der Verzicht der Rheinbundstaaten auf einzelne wesentliche Hoheitsrechte machen den Bundeszweck deutlich: Er sollte nicht nur die Sicherheit der Rheinbundstaaten gewährleisten, sondern auch Frankreich im außenpolitischen Kräftespiel einen leicht zu dirigierenden Partner formieren⁵⁾.

Die Souveränität der Einzelstaaten blieb somit unberührt, doch waren sie in der Ausübung ihrer Souveränität vertragsmäßig gebunden⁶⁾. Das Recht der Rheinbundstaaten, souverän, d.h. mit allen völkerrechtlichen Freiheiten ausgestattet zu sein, wurde durch die Tatsache der politischen Abhängigkeit⁷⁾ ganz erheblich eingeschränkt. Bundesgesetze, wie das in Art. 11 der Rheinbundakte

1) vgl. Winkopp Bd. 3 S. 203

2) Bornhak S. 286

3) Art. 25 der Rheinbundakte

4) Art. 6 der Rheinbundakte

5) Winkopp Bd. 2 S. 193

6) Bornhak S. 286

7) Stier - Somlo S. 129

angekündigte "statut fondamental"¹⁾, daß die Konstitution des Rheinischen Bundes schaffen sollte, wurden nie erarbeitet. Dies lag wohl auch im Interesse der größeren Rheinbundstaaten. Trotz dieser durch das Protektorat Napoleons eingeschränkten Souveränität begannen die Rheinbundstaaten unverzüglich ihre Rechte zu realisieren. Dies um so mehr, als sie nun unter dem Schutz Frankreichs das Recht erhielten über die in ihrem Gebiet liegenden standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Gebiete die Souveränität auszuüben.

3. Die Auslegung der die Mediatisierung betreffenden Artikel der Rheinbundakte

Der zentrale Begriff im Rahmen der Mediatisierung ist der der "Souveraineté".

Art. 24 der Rheinbundakte bestimmt:

"L.L.M.M. les rois de Bavière et exerceront tous les droits des souveraineté".

Insbesondere gilt hier Art. 25 der Rheinbundakte:

"Chacun des Rois et Princes confédérés possédera en toute souveraineté les terres équestres enclavées dans Ses possessions".

Es ist daher an dieser Stelle zu bestimmen, was man unter dem Begriff "Souveraineté" verstand und welche Souveränitätsrechte aus diesem Begriff hergeleitet wurden.

Der Jahrhunderte währende Prozeß der kontinuierlichen Machterweiterung der Territorien auf Kosten des Reichsganzen²⁾ wirkte mit zunehmender Intensität bis in die Zeit der Auflösung des alten

¹⁾ vgl. Winkopp Bd. 3 S. 451

²⁾ Stier - Somlo S. 111

Reiches¹⁾. Die Reichsgewalt oblag den Reichsständen²⁾ und dem Kaiser. Letzterer hatte nur noch wenige ihm zustehende Rechte inne³⁾. Zudem waren diese "iura reservata caesarea" von geringer Bedeutung⁴⁾. Unter anderem zählten dazu:

- die Vertretung des Reiches nach außen⁵⁾, ausgenommen Staatsverträge und Kriegserklärungen⁶⁾,
- die Ausübung der obersten Reichsgerichtsbarkeit durch den "Kayserlichen Reichs-Hof-Rath"⁷⁾,
- die oberste Lehensherrlichkeit und Lehensgerichtsbarkeit⁸⁾ und
- das Recht der Standeserhöhungen⁹⁾.

War schon der Kaiser bei den "iura reservata limitata"¹⁰⁾ bereits auf die Mitwirkung der Kurfürsten angewiesen, so galt die Beschränkung der kaiserlichen "plenitudo potestatis" um so mehr bei der Ausübung der meisten und wichtigsten Regierungsrechte¹¹⁾. Dazu gehörten vor allem: Die Reichsgesetzgebung; die Auslegung von Reichsgesetzen; der Abschluß von Staatsverträgen; die Steuerhebung; die Entscheidung über Krieg und Frieden¹²⁾ sowie die Reichskriegs-sachen¹³⁾.

Für diese Gegenstände war grundsätzlich die reichstägige freie Beistimmung der Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reichs erforderlich¹⁴⁾. Aber auch von unten her hatte sich die Stellung der Reichsstände gefestigt. Sie waren "in doppelter Rücksicht zu betrachten:

1) Feine ZRG Bd. 52 S. 84/118

2) Häberlin Bd. 19 S. 179

3) vgl. Übersicht bei: Maurenbrecher S. 112

4) J.J. Moser Bd. 5 S. 72 - 74

5) Gönner S. 430

6) Art. VIII § 2 IPO

7) Tit I § 1 RHRO, abgedruckt bei Schmaußen Nr. LXI

8) Tit II § 1 RHRO

9) Püttner S. 263

10) Stier - Somlo S. 114

11) Häberlin Bd. 1 S. 225

12) Maurenbrecher S. 114 - 127

13) Schwerin / Thieme S. 291

14) J.J. Moser Bd. 4 S. 2

erstlich als Stände des Reiches, in so fern sie bey Ausübung der wichtigeren Majestätsrechte concurriren; und zweytens als Regenten der einzelnen Staaten Teutschlands" ¹⁾.

Für die Entstehung dieser Form der Landeshoheit ²⁾ war der Erwerb einzelner ³⁾, reichsgesetzlich anerkannter Rechte durch die Territorien auf Kosten der Reichsstaatsgewalt erfolgt. Bis zur Auflösung des Deutschen Reiches war die Landeshoheit als "Inbegriff von Hoheitsrechten" verstanden worden ⁴⁾.

War diese Landeshoheit auch eine originäre Staatsgewalt ⁵⁾, so blieb sie doch nach dem alten Reichsverfassungsrecht dem Kaiser und Reich subordiniert ⁶⁾.

Bis zur Auflösung des Deutschen Reiches waren die Mehrzahl der verfassungsmäßigen Zuständigkeiten stufenweise von der Reichs- auf die Territorialgewalt übergegangen. Auf der Schwelle zum 19. Jahrhundert bestimmte das Verhältnis der Reichsterritorien zu Kaiser und Reich eine bis an die Grenzen der Souveränität reichende Unabhängigkeit der Großmächte Preußen und Österreich ⁷⁾ und eine den durch die Verfassung gezogenen Rahmen übersteigende Selbständigkeit der deutschen Mittelstaaten. Im Hinblick auf die Vielzahl der Hoheitsrechte in den Einzelterritorien war abzusehen, daß diese nicht mehr von dem bestehenden Reichsdach zusammengehalten werden konnten.

Durch den Untergang des Deutschen Reiches und die Gründung des Rheinbundes fand in der staatsrechtlichen Literatur eine zum Teil kontroverse Diskussion über den Begriff der Souveränität statt.

-
- 1) Häberlin Bd. 1 S. 260
2) Schröder / Künssberg S. 637
3) Schwerin / Thieme S. 191
4) Maurenbrecher S. 114
5) Feine ZRG Bd. 52 S. 119
6) Häberlin Bd. 1 S. 374
7) Stier - Somlo S. 111

Die allgemeinste Definition war auch zugleich die Strengste.
Sie besagte, daß

"die Souveränität eine unumschränkte von niemand abhängige Herrschergewalt im Staate bezeichnet. Der Souverain, obwohl vertragsmäßig an die Gesetze des Staates gebunden, doch unabhängig von fremden Einfluß, kennt weder eine absolute noch bedingte Abhängig- oder Unterwürfigkeit, er ist also von der Wortbedeutung her - Monarch"¹⁾.

Es gab verschiedene Einwände gegen diese Definition. Einige davon sollen im Folgenden dargelegt werden.

Ein unbekannter Verfasser vertrat die Ansicht, daß diese Definition wohl auf einen gefürchteten Despoten, nicht aber auf einen Monarchen abgestellt sei²⁾, der seine Souveränität der Konföderationsakte unterordne.

Zintel³⁾ hingegen schließt sich der strengen Definition an, unter Hervorhebung, daß auch die von Frankreich übernommene Garantie darauf keinen Einfluß habe.

Aber schon in einer Druckschrift von 1806⁴⁾ wurde dieser Begriff dahingehend definiert, daß den neuen Souveränen nur so viel an Souveränität zustehen soll, wie es der Gesamtheit des alten Reiches zustand, d.h. die Beschränkung auf die ehemaligen kaiserlichen Reservatrechte. Im übrigen aber sei eine Mitregierung der ehemaligen Stände erforderlich. Mit dieser Definition versuchte der unbekannte Verfasser eine Parallelprojektion des Verhältnisses von Kaiser und Reich zu den Reichsständen auf das Verhältnis der neuen Souveräne zu den Mediatisierten herzustellen.

Demgegenüber wurde eingewandt⁵⁾, daß gerade diese Projektion nicht aus der Rheinbundakte herzuleiten sei, da dort nicht aufgeführt sei, daß die Mediatisierten auch wieder Stände desjenigen Reichs

1) Winkopp Bd. 2 S. 68

2) Winkopp Bd. 3 S. 350/351

3) Zintel S. 27

4) Unbekannter Verfasser und Druckort, zum Inhalt:

Winkopp Bd. 9 S. 116

5) Winkopp Bd. 2 S. 5

sein sollten, welchem sie unterworfen wurden.

Auch Brauer sah in der Staatsgewalt der Bundesfürsten "eine volle und kräftige Obristhoheit, keine unvollständige und lahme Reichshoheit"¹⁾. Es sei eine "guthmüthige Einfalt" zu glauben, daß neben der Souveränität eine untergeordnete Regierungsgewalt vereinbar sei und diese Landeshoheit durch Privilegien, Verträge usw. wie Privateigentum zu behandeln sei, daß den mediatisierten Ständen nicht genommen werden könne.

Ähnlich wie Vollgraff²⁾ versuchte Gärtner den Begriff der Souveränität zu erklären³⁾. Zwar erkannte er einerseits die Souveränität als die allerhöchste Staatsgewalt an, doch neben dieser "suprema inspectione" sei ein "ius territoriale subordinatum" insoweit möglich, als es keine Souveränitätsrechte tangiere. In ihrer Konsequenz waren diese Meinungen mit der des oben genannten unbekannten Verfassers kongruent.

Auch der Kabinettsrat Stephan von Braunfels fand die strenge Definition des Souveränitätsbegriffes überstrapaziert⁴⁾. Er verstand Souveränität als Inbegriff der Gerechtsamen, die den Mitgliedern des Rheinischen Bundes durch die Bundesakte über die ihnen unterworfenen Reichsstände eingeräumt worden waren. Damit grenzte er den Begriff durch die neue Staatsverfassung und den Bundeszweck ein. Er schloß aber eine Landeshoheit der mediatisierten Stände nicht generell aus.

Dogmatisch klarer versuchte Behr den Begriff der Souveränität zu erfassen⁵⁾. Er unterschied diesen Begriff in eine äußere und in eine innere Souveränität. Die äußere Souveränität der Bundesmitglieder ergebe sich durch die Aufhebung der beschränkten Verbindung mit der deutschen Reichshoheit. Auch sei die Unabhängigkeit

1) Brauer S. 73

2) Vollgraff S. 234

3) Winkopp Bd. 2 S. 209

4) Winkopp Bd. 2 S. 263

5) Behr S. 185 - 398

von jeder dem Bund fremden Macht gewährleistet und trotz des Föderativverhältnisses jedes Bundesmitglied unabhängig. Hinsichtlich der inneren Souveränität unterschied er nochmals in Staaten die bei der Begründung des Rheinbundes eine Konstitution besaßen und solche ohne Konstitution. Im ersteren Fall sollten die Konstitutionen insoweit berücksichtigt werden, als sie dem Staatszweck entsprachen¹⁾. In Staaten ohne Konstitution sollte "frey von allen positiven Normen jener Art, lediglich nach den Gesetzen des allgemeinen Staatsrechts" verfahren werden. Insgesamt verstand Behr unter dem Begriff der Souveränität eine ungeteilte, unumschränkte Herrschergewalt, die jeder der Rheinbundstaaten inne hatte.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß die überwiegende zeitgenössische Literatur den Begriff der Souveränität als ungeteilte, absolute Herrschergewalt ansah. Diejenigen, die Einschränkungen dieses Begriffes postulierten, standen überwiegend im Lager der mediatisierten Stände. Allerdings soll an dieser Stelle nicht unvermerkt bleiben, daß das französische Protektorat die Souveränität der Rheinbundstaaten eingrenzte. Auch wenn Napoléon I. am 11. September 1806 an den Fürstprimas schreibt²⁾:

".... Les affaires intérieures de chaque état ne nous regardent pas. Les princes de la confédération du Rhin sont des souverains qui n'ont point de suzerain",

so ist doch untrennbar mit dem Begriff der Souveränität auch der Begriff der Außenbeziehungen verbunden. Diese waren jedoch durch die Rheinbundakte erheblich eingeschränkt worden, so daß von einer absoluten Souveränität nicht mehr gesprochen werden konnte.

¹⁾ Behr S. 210

²⁾ abgedruckt bei: Winkopp Bd. 1 S. 243

4. Die aus dem Begriff der Souveränität fließenden Souveränitätsrechte

Art. 26 der Rheinbundakte bestimmte:

"Les droits de souveraineté sont ces de législation, de
jurisdiction suprême, de haute police, de conscription
militaire ou de recrutement et enfin de droit d'impôts".

An der Bestimmung dieser Hoheitsrechte entzündete sich in der
Folgezeit ein langwieriger Streit zwischen den neuen Souveränen
und den Mediatisierten.

Da die Rheinbundakte nicht die Verfassung des Rheinbundes darstellte, sondern nur Konföderationsakte war, blieben die inneren Angelegenheiten der Bundesmitglieder weitgehend unberührt¹⁾. Dies folgt auch aus der lediglich enumerativen Aufzählung einzelner Souveränitätsrechte. Eine negative Eingrenzung der Souveränitätsrechte erfolgte jedoch durch Art. 27 der Rheinbundakte. Hier wurden für die ehemals regierenden Fürsten und Grafen diejenigen Rechte aufgezählt, die ihnen verbleiben sollten. Diese Rechte standen nochmals unter einem Vorbehalt. Sie durften notwendigerweise nicht Ausfluß der Souveränität sein (... non essentiellement inhérens à la souveraineté).

Hinsichtlich der Besitzer der reichsritterschaftlichen Gebiete war sogar eine dahingehende Regelung nicht mehr erfolgt²⁾.

Es war den einzelnen Regierungen an die Hand gegeben, ihre inneren Verhältnisse unter Berücksichtigung der Souveränität, der daraus fließenden Souveränitätsrechte und des Bundeszweckes neu zu ordnen.

1) Eggers S. 6

2) Behr S. 508/509

Vielfältig wurden die programmatischen Souveränitätsrechte interpretiert.

a) La législation - das Recht der Gesetzgebung

Dem Recht der Gesetzgebung wurde deswegen das Primat eingeräumt, weil die Gesetzgebung der erste und oberste Akt ist, von dem die Funktion aller Staatsgewalt ausgeht¹⁾. Über den Umfang der Gesetzgebung war die Literatur in zwei gegensätzliche Meinungen geteilt.

aa) Zum einen wurde vertreten, daß unter dem Begriff der "législation" nur die oberste allgemeine Gesetzgebung zu verstehen sei. Die Lokalgesetzgebung, das Recht, Lokalstatuten, Reglements und Verfügungen zu erlassen, die mit den allgemeinen Landesgesetzen nicht in Widerspruch stünden, würden nach wie vor den mediatisierten Ständen verbleiben²⁾.

bb) Behr dagegen hält sich an den strengen Wortlaut der Rheinbündakte. Er verglich Art. 26 und Art. 27 und schloß daraus, daß der Begriff der "législation" allumfassend zu verstehen sei, denn sonst wäre in Art. 27, wo man den subjizierten Herren einen Anteil an der Ausübung der Regierungsrechte zugestanden habe, solches auch ausdrücklich aufgeführt worden³⁾. Dieses allumfassende Gesetzgebungsrecht sei Ausfluß der positiven Normen der Rheinbündakte.

cc) Der Meinung Behrs schlossen sich zwar der Regensburger Legationsrat von Rieff⁴⁾ und der Weilburger Geheime Rat Medicus⁵⁾ an, doch wollten sie lokale Umstände mitberücksichtigt wissen. Medicus wollte die Lokalgesetze so lange gelten lassen, bis mit der Zeit ein allgemeines Gesetzbuch für die alten und neuen Gebietsteile geschaffen

1) Behr S. 329

2) Winkopp Bd. 2 S. 12
S. 211/212
S. 264
S. 432

3) Behr S. 329

4) Winkopp Bd. 3 S. 205/206

5) Winkopp Bd. 2 S. 69

worden sei. Rieff dagegen wollte aus dem Gedanken einer Kontrolle eine Konsultation der ehemaligen Reichsmittstände eingeführt wissen.

Dogmatisch überzeugender ist diejenige Auffassung, die dem Souverän die umfassende Landesgesetzgebung zuweist¹⁾, denn die Gesetzgebung dient der Erreichung des Staatszweckes. Dieser würde aber vereitelt, wenn die Staatsgewalt durch lokale Gesetzgebungskompetenzen aufgesplittert würde.

b) La jurisdiction suprême - die oberste Gerichtsbarkeit

Dieser Begriff war von der Ausdeutung her einfach und daher wenig umstritten. Der Begriff sollte als das Recht der obersten oder höchsten Gerichtsstanz verstanden werden²⁾. Brauer blieb mit seiner Meinung vereinzelt³⁾, als er den Begriff der "jurisdiction suprême" nicht auf die Instanzen bezog, sondern allgemein, d.h. die mittlere und niedere Gerichtsbarkeit mit einschließend, auffaßte. Dem widersprach aber Art. 27 der Rheinbundakte, der die "moyenne et basse jurisdiction" den Mediatisierten zugestand⁴⁾.

c) Les droits de haute police - das Recht der Oberpolizei

Auch dieser Begriff war in seiner Grundsätzlichkeit nicht sehr umstritten. Allgemein war anerkannt, daß die hohe oder Oberpolizeigewalt Ausfluß der Staatsgewalt war⁵⁾. Die Befugnisse die sich daraus ergaben, waren die Polizeigesetzgebung im Umfang des ganzen Landes, die Vollziehung der Polizeigesetze und die Oberaufsicht über die Inhaber der niederen Polizei⁶⁾. Nur diejenigen Vertreter, die auch eine Lokalgesetzgebung bejahten⁷⁾, sprachen auch der niederen Polizei die Polizeigesetzgebung zu. Da aber die

1) so auch Brauer S. 81

2) Behr S. 337
Winkopp Bd. 2 S. 212

3) Brauer S. 88

4) vgl. S. 72

5) Behr S. 342

6) Schäfer S. 34 - 40

7) Winkopp Bd. 2 S. 438

"droits de législation" den Souveränen zustand, konnte die niedere Polizei nur Verfügungen nach den Polizeigesetzen, oder allgemeinen Grundsätzen erteilen, diese exequiren und Geld- und körperliche Strafen verhängen¹⁾.

- d) Le droit de conscription militaire ou de recrutement -
das Recht der Konskription oder dem Militärzuge

Einhellige Meinung bestand dahingehend, das Recht der Konskription der Staatsgewalt zuzuordnen. Demzufolge sollte der Souverän berechtigt sein, unter Berücksichtigung eines gerechten Aushebungsmaßstabes, auch in den subjugierten Gebieten eine Militärkonskription durchzuführen²⁾.

- e) Le droit d'impôts - das Recht der Besteuerung oder Auflagen

Das Recht der Besteuerung ebenso, wie die meisten der in Art. 27 enumerativ aufgeführten Rechte der ehemaligen Standesherrn waren von ihrer Ausgestaltung Rechte, die die wirtschaftlichen Grundlagen der neuen Staaten bildeten. Schon von dieser Thematik her sollten sie in der Zukunft einen Zankapfel zwischen den neuen Souveränen und den Mediatisierten darstellen.

Allgemein anerkannt war, daß dieses Recht untrennbar mit dem Begriff der Souveränität verbunden war³⁾. Dann aber mußten alle eigentlichen Staatsabgaben, auch die indirekten Steuern, zur Staatskasse des Souveräns gehören⁴⁾. Es bestand die Schwierigkeit, die Staatsabgaben von den Privatabgaben zu trennen. Um hier eine Lösung zu finden, sollten sogar die Mediatisierten beweispflichtig sein⁵⁾.

1) Winkopp Bd. 2 S. 71 u. S. 214

2) Behr S. 347

Winkopp Bd. 2 S. 214

3) Behr S. 349

Winkopp Bd. 2 S. 215

4) Behr S. 354

5) a.M. Winkopp Bd. 4 S. 266

Grundsätzlich waren den Souveränen nunmehr die allgemeinen Kontributionen, die aus der Landeshoheit geflossenen Revenuen, Zoll, Akzise, Judenschutz- und Konzessionsgelder zugestanden worden¹⁾. Doch die positive Norm des Art. 27 der Rheinbundakte begrenzte dieses Recht, denn den ehemaligen Landesherren wurde ein "propriété patrimoniale et privée" zugestanden.

Art. 27 normierte:

aa) "Toutes les domaines qu'ils possèdent maintenant."

Dazu gehörten alle Mobilar- und Immobilargüter, die der ehemalige Landesherr als "Privatus" besaß²⁾.

bb) "Tous les droits seigneuriaux et fêodeaux, non essentielle-
ment inhérens à la souveraineté".

Zu den "droits seigneuriaux" wurden im wesentlichen die leibes-
herrlichen Gefälle, die Leibhühner, Manumissionsgebühren und das
Besthaupt gerechnet; die "droits fêodeaux" umfaßten allein die
Gefälle von Erbleih- und Erbzinsgütern³⁾.

cc) "La baisse et moyenne jurisdiction en matière civile et
criminelle".

Wie schon bei dem Begriff der "jurisdiction suprême" aufgezeigt
wurde, verblieb den ehemaligen Landesherren die erste und zweite
Instanz in Zivil- und Kriminalen. Umstritten war allerdings,
ob die geistliche Gerichtsbarkeit ein Ausfluß der Landeshoheit⁴⁾,
oder ob dies eine kircheneigene Angelegenheit war⁵⁾.

dd) "Jurisdiction et police forestière, chasse, pêche"

Ob die Forstpolizei, die Jagd und die Fischerei den ehemaligen
Landesherren belassen worden sei⁶⁾, oder ob diese Rechte der

1) Winkopp Bd. 2 S. 73

2) ebenda

3) ebenda

4) Winkopp Bd. 2 S. 78

5) Behr S. 340

6) Winkopp Bd. 2 S. 79

Oberhoheit des Staates zugerechnet werden müßten¹⁾, war ebenfalls umstritten. Überwiegend wurden diese Rechte als ein Ausfluß des Privateigentums verstanden und somit den ehemaligen Landesherren zuerkannt²⁾.

ee) "Mines, usines"

Bis auf den Zehnten und die Konzessionsgebühren, die dem Souverän gebührten, sollten die ehemaligen Landesherren Berg- und Hüttenwerke selbst errichten können.

ff) "Diximes"

Von den Zehnten gebührten den ehemaligen Landesherren nur diejenigen, die sie schon von alters her inne hatten³⁾ und die damit schon zu einem Eigentumsrecht erstarkt waren⁴⁾.

gg) Die "praestations féodales" waren gleich zu verstehen wie die "droits féodaux".

hh) "Patronage"

Aus dem Zusammenhang der Rheinbundakte ist erkennbar, daß damit das Gutsherrenrecht gemeint ist⁵⁾, nicht im Sinne von Oberherr und Untertan, sondern als eine Art Staatsbeamter zu einem Staatsuntertan⁶⁾. Daher verblieben den ehemaligen Landesherren nur diejenigen Rechte, die schon aus den "droits seigneuriaux et féodaux" hergeleitet werden konnten.

1) Brauer S. 129

2) Behr S. 407

3) Behr S. 487

4) Winkopp Bd. 2 S. 79

5) Behr S. 480

6) Werle S. 28 In den Komplex der Grundherrschaft gehört die Eigenkirche, als Ausdruck des privaten Kirchenbesitzes, und das auf sie zurückgehende, mit der Grundherrschaft teils dinglich verbundene ius patronatus.

ii) "...et autres semblables et les revenus provenant
des dites domaines et droits".

Diese Formulierung des Art. 27 der Rheinbundakte setzte die Abscheidung der ehemaligen Landeshoheits- und jetzigen Souveränitätsrevenue von den Patrimonial- und Privatrenten voraus. Eindeutige Abgrenzungskriterien fehlten jedoch¹⁾. Wesentlich kam es darauf an, ob eine Revenue im Laufe der Zeit zu einer wirtschaftlichen Eigentumsposition in der Hand der ehemaligen Landesherren erstarkt war. Nur wenn dies eindeutig der Fall war sollte ihnen diese Einnahme verbleiben.

5. Art. 26 und Art. 27 der Rheinbundakte aus nassauischer Sicht

Schon am 12. August 1806, noch vor der Besitzergreifung der neu erworbenen Gebiete, legte die Regierung von Ehrenbreitstein ein Gutachten über den Art. 26 und 27 der Rheinbundakte den Mitgliedern des Geheimrats-Kollegiums vor²⁾.

Darin wurde der Begriff der Souveränität als unumschränkte Oberhoheit definiert. Dies sei mit der Territorialhoheit unter dem Deutschen Reich nicht mehr vergleichbar, da dort noch eine Unterordnung unter Kaiser und Reich in mannigfaltiger Beziehung bestanden habe. Die neuen Gebiete" dürften nirgendwo nach dem Maßstab der beschränkten deutschen Landeshoheit, sondern einzig nach jenem der unbedingten Souveränität" eingegliedert werden.

Hinsichtlich der obersten Gesetzgebung gaben die Gutachter zu bedenken, daß in den neuen Landesteilen lokal gewachsene Rechte bestünden. Daher sei eine landesweite, einheitliche Gesetzgebung anzustreben. Allerdings seien diejenigen Regelungen aufzuheben, die noch eine Relation zum alten deutschen Reich hätten und nicht

1) Winkopp Bd. 2 S. 81

2) HStA 210/3385
StA Koblenz 332/1464

mit der Souveränität konkordierten. Eine einstweilige Bestätigung der bestehenden Gesetze sei opportun, um eine Verzögerung der Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit zu vermeiden.

Als Ermächtigungsgrundlage für die oberste Gerichtsbarkeit diene die Souveränität. Die landsässigen Fürsten und der ritterbürtige Adel sollten in erster Instanz dem Territorialgericht, in zweiter und dritter Instanz dem Hof- oder Oberappellationsgericht in Zivilsachen zugeordnet werden, wenn nicht dafür ein "haut cour" eingerichtet würde. Für ritterschaftliche Mitglieder sollten die Herzoglichen Justizsenate "pro foro privilegiato primo instantio" eingeführt werden. Die für die wirklich regierenden Fürsten in Art. 27 vorbehaltene mittlere und niedere Gerichtsbarkeit bilde allerdings eine Ausnahme. Dabei habe der Souverän das Recht und die Pflicht Gesetze zu erlassen, Sportelgebühren festzusetzen und die Oberaufsicht über die Einhaltung der Gesetze und der Gerichtsbarkeit zu führen. Die Beamten der niederen und mittleren Gerichtsbarkeit sollten vom Regenten bestätigt sein.

Berufungen gegen Mittelgerichtsentscheidungen sollten bei den territorialen Appellationshöfen, Beschwerden gegen Untergerichtsentscheidungen bei der landesgerichtlichen Regierung eingelegt werden. Ebenfalls sollten die Mittelgerichtsentscheidungen an die landesherrliche Regierung "ad monendum - ordinandum - confirmandum vel aggratiandum" eingesendet werden.

Da Art. 27 nicht auf die Ritterschaft abgestellt sei, werde die untere, mittlere und hohe Gerichtsbarkeit für diese wegfallen.

Der Begriff des obersten Polizeirechtes in Art. 26 sei mit den Rechten der ehemaligen Landesherren in Art. 27 in Verbindung zu bringen, da auch dort Rechte normiert seien, die notwendigerweise im Polizeirecht angesiedelt seien. Aus dem Zweck der Bundesakte und der minderen Qualität der den ehemaligen Landesherren verbliebenen Rechte sei zu schließen, daß diesen nur die untere

Forstgerichtsbarkeit über die Patrimonial- und Domanalgüter verbleiben solle, einschließlich der Ahndung von Waldfrevel.

Es wurde befürwortet, die oben genannten Grundsätze auch auf die Jagd- und Fischereipolizei anzuwenden. Was den Erlaß von Bergordnungen angehe, so stehe dieses Recht ausschließlich dem Souverän zu. Schwierigkeiten seien nur dort zu erwarten, wo das Zehntrecht über Bergwerke ausgeübt werde. Dies sei ein gewachsenes Recht der ehemaligen Herren und zudem nicht unmittelbar Ausfluß der Souveränitätsrechte. Im Hinblick auf die Heerfolge wurde ein gerechter Verteilungsmaßstab angeraten, wobei allerdings für gewisse Klassen die Zahlung eines Dispensgeldes befürwortet wurde.

Umfangreich ist das Gutachten im Hinblick auf das Besteuerungsrecht. Wenn es rechtens sei, die Güter und Domänen der ehemaligen Landesherren ebenso zu besteuern wie diejenigen des Souveräns, dann sollte man auch die Güter und Domänen des letzteren besteuern, um somit eine gleichmäßige und verhältnismäßige Besteuerung zu erreichen. Alles was im Staate liege solle mit der gleichen Grundsteuer belegt werden. Auch sei darauf zu achten, daß Akzise von Getränken und der 10. Pfennig von außer Landes Gehenden nicht den Domänen eigentümlich, sondern Steuern seien.

Tendenz dieses Gutachtens ist es, die Rheinbundakte extensiv auszulegen, um soviel als möglich der zugestandenen Rechte zu erhalten. Allerdings sollte dem Souverän auch noch eine gewisse staatspolitische Flexibilität angeraten werden. Audiatur et altera pars.

Überwiegend geht die rechtliche Bewertung der neu erlangten Souveränitätsrechte mit derjenigen staatsrechtlichen Literatur konform, die für eine unbedingte Souveränität plädierten. Es ist aber nicht zu verkennen, daß gewisse Rechte und Pflichten dem allgemeinen Staatszweck untergeordnet werden sollten.

Auch das von der fürstlichen Regierung zu Weilburg verfaßte Gutachten vom 8. August 1806¹⁾ entsprach im wesentlichen der Auffassung

¹⁾ HStA 210/3385

des Gutachtens der Regierung in Ehrenbreitstein. Zusätzlich wurde in Erwägung gezogen, daß die ehemaligen Landesherren nur noch Kanzleien beibehalten dürften, da sie ihre Regierungen verlieren würden. Auch wurde vorgeschlagen, die Titel mit Ausnahme der Prädikate Fürst oder Graf abzuschaffen.

Das Gutachten der fürstlich nassauischen Regierung zu Sayn-Hachenburg zeichnete sich durch eine genaue Abgrenzung der jeweiligen Rechte aus¹⁾. Hinsichtlich der Gesetzgebungsgewalt des Souveräns erfolgte eine enumerative Auflistung der Gesetzgebungsmaterien. Abweichend von den oben genannten Gutachten forderte man auch bei den Episkopalrechten die höchste Gerichtsbarkeit. Ebenfalls sollte neben der dritten Instanz in Zivilsachen auch eine Zuständigkeit für die Bestätigung von Urteilen bei Kapitalverbrechen geschaffen werden.

Unter dem Begriff der Steuern wurde alles das verstanden, was bisher zu Reichs-, Kreis- und Landesnotdurft von den Untertanen erhoben wurde. Im Bereich der niederen und mittleren Gerichtsbarkeit gestand man den Landesherrn auch eine erste Instanz in "Consistorialia" zu und die umfassende Forst-, Jagd- und Fischereigerichtsbarkeit. Dies galt auch für die umfangreichen Einkünfte von den Domänen und den grundherrlichen Rechten.

Tendenz dieses Gutachtens ist eine für die mediatisierten Standesherrn wohlwollende Auslegung der Rheinbundakte. Ohne dogmatisch begründete Unterscheidung zwischen Souveränitätsrechten und vormaligen Landeshoheitsrechten stellt dieses Gutachten die Mediatisierten besser als die übrigen Gutachten, ohne allerdings auf die reichsritterschaftlichen Güter einzugehen.

Ein Ministerialgutachten vom 8. Februar 1808 über die Verhältnisse der Mediatisierten²⁾ bringt zusammenfassend die Stellung Nassaus

1) HStA 210/3385, Gutachten vom 15.8.1806

2) HStA 210/3385

gegenüber seinen Mediatisierten zum Ausdruck. Den Mediatisierten solle dasjenige belassen werden, was ihnen gemäß der Rheinbundakte zugestanden worden sei. Doch solle man sich von seiten der Souveräne nicht auf Spitzfindigkeiten einlassen.

Der Minister Freiherr von Marschall stellte als wesentlichen Grundsatz¹⁾ das kongruente Handeln des Nassauischen- und der übrigen souveränen Höfe voran, um gegen die Mediatisierten alles durchzusetzen, was das Landeswohl erfordere. Ihm ging politische Zweckmäßigkeit vor juristisch dogmatischer Auslegung.

Um die Handhabung der Art. 26 und 27 der Rheinbundakte mit dem Großherzogtum Baden besser abstimmen zu können, begaben sich am 2. Dezember 1806 von Marschall und Ibell nach Karlsruhe, wo ein Bruder Marschall's die Mediatisierung durchführte²⁾. Bei diesem Gespräch wurden die grundsätzlichen Bestimmungen über die staatsrechtlichen Verhältnisse der mediatisierten Fürsten und Grafen festgelegt³⁾.

Diese Punkte, die im wesentlichen auch in den anderen Gutachten Berücksichtigung fanden, bildeten das Gerüst für die zukünftige Integration der neu erworbenen Gebiete.

Schon im Laufe des Jahres 1807 hatte Baden⁴⁾ und Hessen⁵⁾ Konstitutionsedikte erlassen, die die Verhältnisse zu den Mediatisierten regelten. Obwohl die nassauische Regierung, insbesondere von Marschall, intensive Verhandlungen mit einem Bruder führte, kam in den folgenden Jahren keine allumfassende, einheitliche Regelung zustande. Doch sollte die badische Regelung als Richtschnur in den nassauischen Gebieten genommen werden.

1) HStA 210/3385, Schreiben v. 25.9.1806 an RegRat Duthil in Darmstadt

2) ebenda, Bericht Marschalls vom 11.12.1806

3) HStA 210/8577, Marschall an Gärtner vom 24.12.1806

4) Winkopp Bd. 3 S. 106-121, Badisches Edikt vom 20.3.1807

5) HStA 210/3385, Beilage des hessischen Ediktes vom 1.8.1807

Da die mediatisierten Landesherren keinerlei Zweifel an der grundsätzlichen Souveränität des Gesamthauses Nassau übten, war es für Nassau auch nicht erforderlich, speziell auf diese Frage einzugehen.

Allerdings wurde dieser Punkt bei dem Gespräch der beiden Brüder von Marschall und dem Regierungsrat Ibell in Karlsruhe angesprochen. Während der badische Präsident die totale Auflösung des Deutschen Reiches annahm und damit das Verhältnis der Souveräne nach den Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechtes behandelt wissen wollte, glaubte Ibell jedoch, daß eine Separation schon vorhandener Rechte und besonderer Renten vorzunehmen sei, und daß man folglich die Subsidien, welche das ehemalige positive deutsche Staatsrecht darbot, nicht entbehren könne. Trotz dieser bestehenden Unterschiede kam man überein, daß bei beiden Meinungen die gleiche praktische Folge eintrete: Die unbedingte Souveränität als Ergebnis der Rheinbündakte.

Die bei diesem Gespräch festgehaltenen grundsätzlichen Bestimmungen waren in der Folgezeit Richtlinien für die Rechtsstellung der Standesherrn im Herzogtum Nassau. Es wurden folgende Bestimmungen in Erwägung gezogen:

1. Die Standesherrn sind Staatsbürger und damit Untertanen, die förmlich zu huldigen haben.
2. Es wird zwischen standes- und adeligen Gerichtsherrn unterschieden, wobei den ersteren Courtoisierrechte eingeräumt werden sollen.
3. Bewilligung einer Ehrenwache am Ort der Residenz.
4. Nach dem souveränen Hause kann der Standesherr im Kirchengebet Berücksichtigung finden.

5. Familiengesetze bleiben bestehen, soweit sie nicht gegen Souveränitätsrechte verstoßen.
6. In der willkürlichen Gerichtsbarkeit unterstehen die Gerichtsherren der obersten Leitung des Souveräns und dessen Ministerium.
7. Den Standesherrn verbleibt die Ernennung ihrer Beamten zur Ausübung der niederen Justiz und Polizei, jedoch sind die Beamten dem Ministerium anzuzeigen.
8. Diese Beamten sind der vorgesetzten Souveränitätsbehörde verantwortlich.
9. Die statuarische Gesetzgebung der standesherrlichen Beamten kann folglich nicht von den Standesherrn ausgeübt werden.
10. Für die Forstrechte im weitesten Sinne bleibt das Oberforstamt Aufsichtsbehörde.
11. In der Gesetzgebung, Gerechtigkeitspflege, Polizeiverwaltung und in der Ausübung der Militärverwaltung bedarf es keiner scharfen Kompetenzabgrenzung, da die Standesherrn ganz und gar von allem Einfluß auf alle Zweige der Administration entfernt werden.
12. Da der Begriff "moyenne jurisdiction" keine zweite Instanz darstelle¹⁾, soll versucht werden, diese von den Standesherrn zu erhalten, allerdings unter Berücksichtigung, daß andere Souveräne den Standesherrn die zweite Instanz schon zugebilligt haben.
13. Das Recht der Auflagen ist flexibel zu handhaben.
14. Juden Annahme- und Besitzgelder sollen von dem Souverän vindiziert werden.

¹⁾ Dieser Begriff sollte nur eine modifizierte Eingangsinstanz erfassen.

15. Versagung der Bewilligung eines allgemeinen Patronatsrechtes, außer wenn "specialis titulus" ein Patronatsrecht von dem Standesherrn bewiesen werden kann. Dies gilt auch für Schuldienstbesetzungen.
16. Die gutsherrlichen Frohnden bleiben bestehen.
17. Die Exportationssteuer verbleibt den Patrimonial- und Domanialherren.
18. Hinsichtlich der Berg- und Holzzehnten soll zu Gunsten der Standesherrn votiert werden.
19. Das Bergregal wird bei neu entdeckten Bergwerken vindiziert, egal ob es sich dabei um standesherrliches Gebiet handelt.
20. Das Militärwesen wird als Souveränitätsrecht angesehen.
21. Das Recht der höheren Polizei wird abgelehnt, um keinen Staat im Staat aufkommen zu lassen¹⁾.
22. Die Kirchengewalt in den mediatisierten Gebieten ist in ihrem ganzen Umfang zu vindizieren.
23. Hinsichtlich der Wege- und Brückengelder sollen zwar lokale Verhältnisse berücksichtigt werden, doch sollen diese Gelder dem Souverän zustehen.
24. Die Bezeichnung der Ämter soll so erfolgen, daß zunächst der Bezug zu dem souveränen Hause hergestellt wird und dann erst die Standesherrschaft genannt wird.

Marschall endete seinen Bericht mit den hoffnungsvollen Worten, daß aus diesen Grundsätzen ein Ganzes gemacht werde. "In wenigen Monaten ist dann vielleicht eine Organisation geendigt, deren

¹⁾ HStA 210/3385, Marschalls Schreiben an seinen Bruder in Karlsruhe vom 24.9.1806

Beginn ein Labirint zu eröffnen schien, das man erst nach Jahren zu durchdringen hoffen konnte."

Wie sehr sich Marschall irrte, wird sich im Folgenden bei der praktischen Handhabung dieser Grundsätze im Herzogtum zeigen. Es war offensichtlich, daß diese Grundsätze noch keine verbindlichen Bestimmungen darstellen konnten. Die neu gewonnene Souveränität sollte ihre Grenzen zwar an den Bestimmungen der Rheinbundakte finden, da jedoch die Rheinbundakte nur eine programmatische Konföderationsakte darstellte, war es vornehmlicher Zweck bei der Bestimmung der Verhältnisse der Mediatisierten, diese von jeder direkten Mitwirkung an der Landesadministration auszuschließen¹⁾ und damit die Souveränitätsrechte so zweckdienlich als möglich auszu-legen.

Da schon die Rheinbundakte keine präzisen Aussagen über die künftigen staatsrechtlichen Verhältnisse der Reichsritterschaft brachte und Nassau diese Gebiete als "quantité négligeable" ansah, erfolgten keine gutachtlichen Stellungnahmen über die Rechtsverhältnisse der Reichsritter. Als Grundlage diente das Besitzergreifungspatent vom 1. September 1806²⁾. Dieses hatte verfügt, daß die adeligen Beamten, Steuereinnahmer, Pächter und ehemals reichsritterschaftlichen Untertanen von nun an in ihren Rechtssachen Hilfe und Recht bei den Ämtern als erster Instanz suchen sollten. Andererseits war den Gutsbesitzern die Verwaltung und Benutzung ihrer Güter und sonstigen Privateinkünfte belassen worden. Da auch hier eine all-umfassende, einheitliche Regelung fehlte und es bei diesen Bestimmungen zu verschiedenen Auslegungen kommen konnte, versuchte man eine Grundsatzregelung zu bekommen.

Am 20. Oktober 1806 hielt Regierungsrat Simon vor der Administrativkommission einen Vortrag³⁾, in dem er den Reichsrittern das

1) HStA 210/3385, Schreiben Marschalls an RegRat Duthil vom 14.12.1806

2) HStA 152/844
HStA 154/421

3) Meister S. 57

Recht absprach, die in der Rheinbundakte genannten Vorzüge zu beanspruchen. Nur den Standesherrn stände die niedere und mittlere Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit, das Patronatsrecht und die sonstigen in Art. 27 aufgeführten Rechte zu. Alle bisherigen Rechte seien der neuen Souveränität zuzuschlagen. Obwohl dieser Vorschlag die allgemeine Zustimmung erhielt, wurde jedoch am 1. November 1806 in Erfahrung gebracht, daß Baden den Reichsrittern die erste Instanz ohne Beeinträchtigung der Souveränitätsrechte belies¹⁾. Daher verfügte die Administrativkommission, die staatsrechtlichen Verhältnisse der Reichsritter in einem provisorischen Zustand zu belassen. Um eine uniforme Handhabung zu gewährleisten wurde am 11. November 1806 veranlaßt, daß Verfügungen über reichsritterschaftliche Gerichte und Dörfer in Zukunft nur noch von der Administrativkommission vorgenommen werden durften²⁾. Während sich die Wiesbadener Regierung danach richtete, hatte die Regierung in Ehrenbreitstein die Patrimonialgerichtsbarkeit schon aufgehoben. Zwar beabsichtigten die Mitglieder der Administrativkommission auch die Patrimonialgerichtsbarkeit aufzuheben, doch nach Meinung Gagerns und Marschalls mußten dem Reichsadel die Patrimonialgerichte, wenn er solche besessen hatte, verbleiben und den Hofgerichten und dem Oberappellationsgericht unterstellt werden. Da jedoch in den anderen Rheinbundstaaten noch keine Regelung erfolgt war, wurde am 17. Juli 1807 auf die Entschließung des Herzogs verfügt, daß dieser Gegenstand auf sich beruhen und es bei den provisorisch getroffenen Verfügungen bleiben solle³⁾.

1) Dafür war ihnen aber die Kriminalgerichtsbarkeit genommen worden.

2) HStA 207/115

3) Meister S. 59

6. Die Auslegung der Begriffe "Souveränität" und "Souveränitätsrechte" durch die nassauischen Mediatisierten

Während man sich nassauischerseits auf grundsätzliche Bestimmungen gegenüber den Standesherrn und auf die Beibehaltung des provisorischen Zustandes festgelegt hatte, versuchten die nassauischen Mediatisierten, insbesondere die Bevollmächtigten der Standesherrn, die Mediatisiertenfrage juristisch aufzuarbeiten.

Vor allen anderen war es der Wied - Neuwied'sche Rat von Gärtner, der diese beiden zentralen Begriffe juristisch dogmatisch zu erfassen suchte. Für ihn hatte der Herzog und Fürst von Nassau zwar die Souveränität erhalten, die "superioritas territorialis subordinate" sei allerdings den bisherigen Landesherren verblieben¹⁾. Für Gärtner waren nur diejenigen in Art. 26 enumerativ aufgezählten Souveränitätsrechte im Hinblick auf die mediatisierten Standesherrn aufgehoben worden. Bei den reichsritterschaftlichen Gebieten nuancierte er den Begriff der Souveränität dahingehend, daß damit ein wirkliches Besitzen dieser Güter verbunden sei. Primär verband von Gärtner jedoch den Begriff der Souveränität mit dem Eigentumsrecht, wie es in Art. 17 - 23 im Hinblick auf die Stammgebiete der Souveräne bestimmt worden war. Aus diesem abgestuften Verständnis des Begriffes der Souveränität erläuterte er weitgehend an Hand von Einzelrechten diese Definition. Für ihn war die Souveränität die oberste Landeshoheit. Diese wiederum war mit dem Bundeszweck begrifflich verbunden. Daraus folgte er, daß der Souverän das Recht über Krieg und Frieden habe; die höchste auszuübende Staatsgewalt sei; das Recht habe Festungen anzulegen und die Militärgewalt auszuüben; das Recht, Bündnisse und Verträge mit Nachbarn oder entfernteren Mächten zu schließen; das Recht, die übrigen im Art. 26 bestimmten obersten Staatsbefugnisse auszuüben und endlich das Recht über die Verhältnisse und Bedingungen, welche in der Föderationsakte konstituiert worden waren, zu wachen und alles

¹⁾ HStA 210/3385, Promemoria vom 6.8.1806

zu diesem wichtigsten Staatszweck hinzuleiten¹⁾.

Da nach dem Art. 27 der Rheinbundakte die ehemaligen Landesherren auch "tous les droits seigneuriaux et féodaux non essentiellement inhérents à la souveraineté conserveront", also nicht ex novo titulo erwerben sollten, so seien die Souveräne hinsichtlich der ihnen neu untergeordneten standesherrlichen Besitzungen auf die Ausübung der in Art. 26 aufgeführten Souveränitätsrechte beschränkt. Unter dem "droit de législation" verstand Gärtner nur die förmliche Landesgesetzgebung, nicht aber die gesetzgebende Gewalt in Privatsachen. Dies galt für ihn auch im Hinblick auf die niedere Polizei und die niedere Gerichtsbarkeit. Die "jurisdiction suprême" sei so zu verstehen, daß nur ein Oberappellationsgericht an die Stelle des höchsten Reichsgerichtes getreten sei, während er unter dem Begriff der "haute police" ein Recht verstand, daß dem Souverän gestattete förmliche, den ganzen Staat umfassende Polizeigesetze zu erlassen, wobei es den Standesherrn vorbehalten sei, die Polizeigesetze zu vollziehen und erforderliche Ausführungsbestimmungen zu erlassen. Auch für Gärtner war die Militärhoheit ein Souveränitätsrecht, ebenso wie das Besteuerungsrecht. Dieses jedoch war nach seiner Ansicht durch Art. 26 der Rheinbundakte begrenzt. Schließlich forderte er noch die Steuerfreiheit für die Domänen der Fürsten zu Wied.

Aus dem Grundsatz, den ehemaligen Landesherren sei lediglich die Reichsunmittelbarkeit genommen worden und die neuen Souveräne seien die Rechtsnachfolger des Deutschen Reiches, ist die Beweisführung Gärtners konsequent und in sich logisch. Seine juristisch dogmatische Interpretation führte dazu, daß den Fürsten zu Wied eine Unterlandeshoheit hätte zugestanden werden müssen.

Aber auch der Solms-Braunfels'sche Kabinettsrat Stephan glaubte durch eine juristisch dogmatische Auslegung der Rheinbundakte, unter Zugrundelegung der politischen Hintergründe und Motive eine einge-

¹⁾ Winkopp Bd. 2 S. 209

schränkte Landeshohheit nachweisen zu können¹⁾.

Für ihn war die Begründung der Souveränität kein Rechtsakt, sondern ein durch Napoléon I. initiiertes machtpolitischer Akt. Die Autorität der Souveräne sei nur eine von Napoléon I. derivierte Souveränität. Diese sei aber nochmals durch Rechte eingeschränkt worden, die den unterworfenen Reichsständen eingeräumt worden seien. Da Napoléon nicht die Eroberung der Rheinbundstaaten verfolgt habe, könne somit der Zustand der Bundesverfassung nicht mit dem eines eroberten Landes verglichen werden. Daraus folgerte Stephan, "daß Rechte des Eigenthums auf das heiligste respektiert, und die Subsistenz der unterworfenen Reichsstände durch keine Art von Revenüen - Verminderung oder Entziehung beeinträchtigt, sondern dieselben in dem desfallsigen Besitz vollkommen gesichert bleiben müssen."

Fazit seiner Auffassung war, daß die Souveräne des Rheinbundes in den alleinigen Besitz der "vorzüglichsten" Prärogativen gesetzt werden sollten, die bisher die deutschen Reichsstände eingenommen hatten. Von diesem Verständnis des Begriffes der Souveränität ausgehend, interpretierte er auch die Souveränitätsrechte. Das Gesetzgebungsrecht gestand er den Souveränen zu, soweit es der Verwirklichung des Bundeszweckes dienen sollte. Alle anderen Gesetzgebungsmaterien, die in keiner Beziehung zum Bundeszweck standen, sollten den Ständesherrn verbleiben. Auch das Recht der Obergerichtsbarkeit war für ihn ein eindeutiger, kaum auslegungsfähiger Begriff. Obergerichtsbarkeit war für ihn die Gerechtigkeit in oberster Abstufung. Unzweideutig sollte dem Fürsten das Recht der ersten und zweiten Instanz verbleiben. Auch die Kirchengewalt falle nicht unter die Souveränitätsrechte, da sie nicht in Art. 26 erwähnt worden sei, in Art. 27 aber den Fürsten unter dem Begriff "patronage" zugestanden worden sei.

Ob die Kollegien der Verwaltung der Reichsstände als Regierung oder Kanzlei bezeichnet werden sollten, erschien ihm nicht wesentlich, doch durch die Vielzahl der verbliebenen Rechte tendierte er

¹⁾ Winkopp Bd. 2 S. 253 - 291

eher für den Begriff der Regierung. Das Recht der "haute police" konnte seiner Meinung nach nur in Ansehung des ganzen Landes verstanden werden. Die niedere Polizei mit allen den daraus fließenden Rechten und Nutzungen seien Rechte der mediatisierten Standesherrn. Dies müsse auch für die Aufnahme der Untertanen und deren Verpflichtung gelten.

Wie auch Gärtner gestand Stephan das Konskriptionsrecht allumfassend dem Souverän zu.

Das Besteuerungsrecht war dasjenige Souveränitätsrecht, das Stephan sehr ausführlich abhandelte. Darin sah er die Gefahr, daß bei einer extensiven Auslegung eine wirtschaftliche Bestrafung der Mediatisierten drohen könne. Daher definierte er dieses Recht folgendermaßen: "Da wo der Souverän als Repräsentant des Bundeslandes - also auch der, seiner Souveränität unterworfenen, Provinzen und mithin als Depositare des Bundeszweckes - erscheint, müssen die hierzu erforderlichen Ausgaben durch den Weg der Besteuerung bestritten werden"¹⁾.

Die Einnahmen aus Zoll und Akzisen gestand er dem Souverän zu, die Gelder aus der Aufnahme neuer Einwohner und die Konzessionsgelder den Submittierten. Im Hinblick auf die Zölle und Akzisen gab er zu bedenken, daß diese den Reichsständen im Laufe der Zeit zugewachsen waren und daher nicht unbedingt die Souveränitätsrechte berühren würden.

Im Rahmen der Auslegung des Art. 27 legte er dem Begriff "droits féodaux" nicht bloß die Bedeutung der "feuda impropria", sondern auch die der "feuda propria" bei. Daß mit dem Begriff "basse et moyenne jurisdiction" die erste und zweite Instanz gemeint war, bedurfte für ihn keiner Erläuterung. Auch die Begriffe der "jurisdiction et police forestière, chasse et pêche" waren für ihn eindeutig, da diese Rechte seiner Auffassung nach den Standesherrn verbleiben mußten. Da die Berg-, Hütten- und Hammerwerke in allen

¹⁾ Winkopp Bd. 2 S. 279

Gebietsteilen Privateigentum waren, seien den Eigentümern auch alle daraus fließenden Rechte verblieben, einschließlich der Bergwerkszehnten.

Insgesamt war die Auslegung der Art. 26 und 27 der Rheinbundakte derjenigen Gärtners sehr ähnlich. Obzwar sie in ihren Folgerungen zu vergleichbaren Ergebnissen kamen, unterschieden sich beide Ansichten in ihrer Grundannahme. Während Gärtner das Verhältnis des Souverän zu den Submittierten mehr als eine Verlagerung der Rechte, die dem Kaiser und Reich zustanden, auf den neuen Souverän ansah, wobei die Mediatisierten die Rechte der Reichsunmittelbaren jetzt gegenüber dem Souverän wahrnehmen sollten, so sah Stephan die Rechtmäßigkeit der Souveränität mehr aus der Sicht der politischen Faktizität. Konsequenterweise orientierte er sich daher bei der Auslegung auch am Bundeszweck und verfolgte eine wörtliche Auslegung. Gemeinsam war beiden, daß sie verständlicherweise den Art. 26 der Rheinbundakte restriktiv und den Art. 27 mehr oder weniger extensiv auslegten.

Ähnliche, auf juristisch dogmatischer Beweisführung aufgebaute Stellungnahmen zur Auslegung der Rheinbundakte durch Vertreter der übrigen nassauischen Standesherrn waren nicht erfolgt. Dies lag jedoch wohl daran, daß diese standesherrlichen Häuser zwar standesherrliche Gebiete im Herzogtum Nassau besaßen, jedoch im Gegensatz zu Solms und den Fürsten zu Wied, ihre Residenzen außerhalb des nassauischen Territoriums lagen.

Ebenso wie diese Standesherrn verhielt sich die nassauische Reichsritterschaft. Sowohl durch die Fassung der Konföderationsakte, als auch nach der in den Jahren 1803/1804 erfolgten provisorischen Besitznahme, vermißt man eine juristisch fundierte Stellungnahme zur Auslegung der Mediatisierungsartikel der Rheinbundakte. Fehlte es auch an einer Stellungnahme über die staatsrechtlichen Verhältnisse, so war man doch, wie noch dargestellt werden wird, nicht bereit, hergebrachte Rechte ohne weiteres aufzugeben. Einen Anwalt für die Sache der nassauischen Reichsritterschaft, wie es von

Gärtner und Stephan für die Standesherrn waren, war trotz des Eintretens des Freiherrn vom Stein für die Reichsritterschaft zu vermissen.

7. Eigene Stellungnahme zu Art. 26 und Art. 27 der Rheinbundakte und zu den von Gärtner und Stephan vertretenen Auslegungen

Bevor man die Begriffe der "Souveränität" und der "Souveränitätsrechte" anhand der Rheinbundakte auslegt, ist der Zweck des Rheinbundes und der Rheinbundakte zu ergründen.

Die Rheinbundakte als staatsrechtlicher Vertrag war vornehmlich darauf ausgerichtet den äußeren Frieden, d.h. die Beziehungen der Rheinbundstaaten zu Dritten, und den inneren Frieden, d.h. die Beziehungen der Vertragspartner untereinander zu regeln. Deshalb war von jedem Vertragspartner eine Absichtserklärung im Hinblick auf diesen Bundeszweck abgegeben worden, nicht aber, wie die neue nur durch das Protektorat Frankreichs beschränkte Souveränität im Inneren jedes Einzelstaates zu handhaben sei. Daher war der Rheinbundvertrag "nur" ein Konföderationsvertrag, der über die Konstitutionen des Bundes selbst und der Einzelmitglieder keine abschließende Regelung treffen wollte. Daraus folgt aber wiederum, daß die Rheinbundakte zumindest was die Regelung der innerstaatlichen Verhältnisse angeht nur programmatistische Bestimmungen enthalten sollte.

Dies zeigt insbesondere Art. 24 der Rheinbundakte, der besagt, daß die Bundesmitglieder alle Souveränitätsrechte ausüben sollten. Art. 26 der Rheinbundakte stellt nur eine Aufzählung von Souveränitätsrechten dar, die aber nicht als abschließende Aufzählung verstanden werden kann. Zudem sind diese Begriffe einer weiten Auslegung zugänglich.

Die Argumentation von Gärtner und Stephan über den Wirkungsbereich der Souveränitätsrechte ist schlüssig. Aus der Aufzählung der Souveränitätsrechte in Art. 26 und den Formulierungen in Art. 27

der Rheinbundakte folgern sie, daß Art. 26 der Rheinbundakte die Souveränitätsrechte auf den Bereich begrenzt, der wesentlich und untrennbar mit dem Begriff der Souveränität verbunden ist¹⁾. In-
soweit kann man Gärtner und Stephan folgen, doch dies enthebt nicht der Aufgabe festzustellen, welche Rechte so wesentlich sind, daß sie untrennbar mit dem Begriff der Souveränität verbunden sind. Ohne auf die Einzelrechte einzugehen bedarf es der Berücksichtigung des politisch pragmatischen Aspektes der Einhaltung des Bundeszweckes und des politisch militärischen Aspektes²⁾.

Unter Berücksichtigung dieser beiden Gesichtspunkte mußte es Napoléon I. gerade darauf ankommen, starke Verbündete ohne innerstaatliche Kompetenzabhängigkeiten zu etablieren. Eine Gefahr für die napoleonischen Interessen im Rheinbund bestand nicht darin, daß den Mitgliedstaaten die wesentlichsten Souveränitätsrechte übertragen worden waren. Als Protektor des Bundes konnte er auf die Geschicke des Rheinbundes Einfluß ausüben. Allerdings mußte berücksichtigt werden, daß die Bundesmitglieder größtenteils Kleinstaaten waren, die ihren territorialen Zusammenhalt und ihre staatliche Identität erst noch finden mußten.

Daß man den Mediatisierten trotz der Bildung von souveränen Staaten noch gewisse Vorrechte beließ, diente wohl weniger dazu, die neuen Souveräne in ihrer Machtfülle zu begrenzen, sondern war eher als eine Reminiszenz an die Stellung der ehemaligen Reichsunmittelbaren gedacht.

Grund dessen war den neuen Souveränen eine uneingeschränkte Souveränität über die Mediatisierten zu Teil geworden, doch nur mit der Maßgabe, die für die Staatsführung erforderlichen Rechte nicht soweit auszudehnen, daß die ehemaligen Stände und deren Rechte völlig vernichtet würden. Insbesondere sollten den Standesherrn diejenigen Rechte verbleiben, die bei der Erreichung des Staatszweckes sich nicht hinderlich auswirken konnten. Gärtner und

1) Vollgraff S. 213

2) Winkopp Bd. 2 S. 193

Stephan verkannten, daß die Rheinbundakte ein Rechtsakt war, der aus politischen Umständen hervorgegangen war und der politischen Zwecken dienen sollte.

Mit der Äußerung Marschalls, die Standesherrn von jeglicher Landesadministration auszuschließen¹⁾ und einen staatsorganisatorisch einheitlichen Staat zu bilden, war der politisch vorrangige Aspekt vorgezeichnet worden. Die den Motiven zur Gründung des Rheinbundes zu entnehmenden politischen Gründe lassen daher eine teleologische Auslegung als richtiger erscheinen, als eine die dem Wortlaut der Rheinbundakte folgt.

Während die staatsrechtliche Literatur und die Mediatisierten noch über die Grenzen der Souveränität stritten, begann man in Nassau für das neu geschaffene Herzogtum eine einheitliche Staatsorganisation aufzubauen, deren vorläufiger Höhepunkt die Verkündung der Nassauischen Konstitution von 1814 war.

¹⁾ HStA 210/3385, Schreiben Marschalls an RegRat Duthil vom 14.12.1806

III. Die Staatsorganisations- und Verfassungsentwicklung im
Herzogtum Nassau vom Beitritt zum Rheinbund (1806)
bis zur Verkündung der Nassauischen Konstitution (1814)

Schon kurze Zeit nach Abschluß und Beitritt zum Rheinbund hatte man im Herzogtum Nassau erkannt, daß durch die Gründung eines vereinigten Herzogtums und die Neuerwerbung der durch die Rheinbundakte zuerkannten mediatisierten Gebiete eine einheitliche Verwaltungsorganisation geschaffen werden mußte.

Am 5. September 1806 kam eine Übereinkunft zwischen den beiden nassauischen Regenten und ihren Ministern zustande¹⁾. Darin wurde ein gemeinschaftliches Ministerium und Geheimes Ratskollegium unter der Führung der Präsidenten von Gagern und Marschall eingerichtet, mit der Maßgabe, die Landesadministration zu vermindern und zu vereinfachen. Dem Ministerium und der Geheimratskonferenz sollte für die zu mediatisierenden Gebiete eine Administrativkommission unterstellt werden²⁾. Ebenfalls sollte das Steuer- und Finanzwesen nach uniformen Grundsätzen durchgeführt und ein Generaletat der Staatsausgaben sollte aufgestellt werden. Aus dieser Anordnung war klar der Wunsch zu ersehen, das Herzogtum zu einer wirklichen Einheit zusammenzuschweißen³⁾.

Zur Verwaltung des Staatsgebietes bestanden vier Regierungen: Wiesbaden, Weilburg, Thal-Ehrenbreitstein und Hachenburg, mit insgesamt 62 Amtsbezirken.

Da die Reichsgerichte aufgelöst worden waren, wurde am 11. November 1806 eine neue Gerichtsordnung im Herzogtum verkündet⁴⁾. Darin wurde geregelt:

1) HStA 210/2366

2) HStA 210/2321

3) Vix S. 24

4) Winkopp Bd. 1 S. 475 - 478

- a. Die Ämter sind in Zivil- und Realklagen forum rei sitae in erster Instanz.
- b. Der Justizsenat in Ehrenbreitstein ist für privilegierte und ehemalige reichsunmittelbare Stände das Gericht der ersten Instanz. Dies gilt ebenso in Fiskalsachen.
- c. Zweite Instanz im Herzogtum ist das Hofgericht in Wiesbaden.
- d. Dritte Instanz ist das Oberappellationsgericht in Hadamar¹⁾.

Bis in das Jahr 1809 trat in der Organisation der Verwaltung keine Änderung mehr ein.

Am 25. Juli/1. August 1809 wurde durch landesherrliches Edikt²⁾ erneut eine Verwaltungsumgliederung vorgenommen und die Auflösung der Administrativkommission, der Regierung und des Konsistoriums in Hachenburg verfügt³⁾. Somit bestanden nur noch drei Regierungen, die dem Staatsministerium unter der Leitung des Frh. von Marschall unterstanden.

Die jeweiligen Regierungen waren Provinzialbehörden mit polizeirechtlichen Befugnissen. Sie hatten auch die Oberaufsicht über die Gemeindeverwaltungen⁴⁾. Außer den Polizeiamttern unterstanden ihnen auch die Forstämter. Der Regierung in Wiesbaden und Weilburg war jeweils ein Konsistorium angeschlossen.

Neben diesen Landesverwaltungsbehörden bestanden noch Finanzbehörden, wie der Lehnshof zu Wiesbaden, die Hofkammern in Wiesbaden und Weilburg, die General-Steuer-Direktion, Stempel-Direktion und das Münzamt.

1) HStA 290/614, Eingerichtet am 6.7.1804

2) VOB1 1809 S. 85/86

3) HStA 210/3905

4) Staats-Hb. Nass. 1812 S. 63

Daß die Grundlage der Staatsverwaltung ein geordnetes Finanzwesen ist, hatte man schon in der Anordnung vom 5./6. September 1806 erkannt¹⁾.

Zwar gab es seit dem 25. Februar 1807 eine allgemeine Staatskasse, doch daneben existierten noch die Kammerkassen der Hofkammern und eine Generalsteuerkasse der Administrativkommission²⁾. Zu dieser Generalsteuerkasse flossen auch diejenigen Steuern, die durch das Edikt vom 6. Mai 1807³⁾ über die Besteuerung der bisher in ordinario steuerfreien Güter zu veranlagten waren⁴⁾.

Mit dem Steueredikt vom 10./14. Februar 1809 begann die Steuerreform. Direkte und sozial abgestufte Steuern im Rahmen einer allgemeinen Grund- und Gewerbesteuer waren Ziel dieser Reform.

Nachdem eine Generalsteuereinsammlungs- und Verordnungsstelle für die direkten Steuern geschaffen worden war, führte das Edikt vom 4./6. August 1812 ein eben solches für die indirekten Steuern ein⁵⁾.

Erst durch das Edikt vom 1./3. September 1812 wurden die alten und ungerechten Steuern - es waren 991 an der Zahl - aufgehoben und endgültig durch eine allgemeine Grund- und Gewerbesteuer ersetzt. Neben der Konsolidierung des Steuer- und Finanzwesens wurden auch auf anderen, staatstragenden Gebieten Regelungen getroffen.

Das Edikt vom 3./6. Dezember 1811⁶⁾ regelte die Ausbildung, die Stellung und die Voraussetzungen für einen Staatsbeamten. Auch im Schulwesen und in der Lehrerbildung wurden Reformen durchgeführt, die erst im Jahre 1817/1818 zu Ende geführt werden konnten⁷⁾.

1) HStA 210/2366

2) Vix S. 33

3) Winkopp Bd. 7 S. 259

4) Merker NAN 37, 85

5) Vix S. 34

6) Samml. d. Edikte und Verordnungen Bd. 1 1817 S. 39 - 41

7) VOB 1817 S. 47 - 117

Aber auch das Verhältnis der Untertanen zur Staatsgewalt änderte sich grundlegend. Nicht nur, daß man mit Beginn des Jahres 1808 die Leibeigenschaft im ganzen Herzogtum aufhob¹⁾, sondern es wurde darüber hinaus eine Verordnung erlassen, die die allgemeine Freizügigkeit betraf²⁾. Darin wurde unter Verwahrung der Gegenseitigkeit festgesetzt, daß Untertanen, die das Land verlassen wollen, keiner Abzugs- und Nachsteuerpflicht unterliegen. Zudem wurde der "10. Pfennig" aufgehoben.

Die Entwicklung zur Vereinheitlichung des Staatswesens wurde somit zum Programm der Regenten. Auf der einen Seite wurde die Verwaltungsorganisation gestrafft und vereinheitlicht, während auf der anderen Seite die aus dem Deutschen Reich herüberraagenden "Zöpfe" abgeschnitten werden sollten. Der Untertan als Leibeigener wurde zum Staatsbürger und sein Privateigentum wurde immer mehr geschützt. Dazu sollte auch die Einführung des Code Napoléon, als allgemeines einheitliches Gesetzbuch dienen. Zwar wurde die Einführung durch Edikt vom 1./4. Februar 1811 angeordnet³⁾, doch konnte man sich über die Art und Weise der Einführung nicht einigen, insbesondere nicht über die organisatorischen Einrichtungen⁴⁾.

Zentralisierung, Vereinheitlichung und das neue Staatsverständnis⁵⁾, das diesen Verordnungen und Edikten zugrunde lag, sollten die Reichsverfassung vergessen machen. Vorläufiger Abschluß dieser Bemühungen war die Einführung der Verfassung durch das Edikt vom 1./2. September 1814⁶⁾. Darin sollten nicht nur die bürgerlichen Freiheiten der Untertanen, sondern auch deren Gleichheit vor dem Gesetz zum Ausdruck kommen. Zwar erhielten nur die besitzenden Staatsbürger ein Mitspracherecht, doch zeigte gerade dieser Schritt die innenpolitische Konsolidierung des Herzogtums. Dieser fort-

1) Samml. d. Edikte und Verordnungen Bd. 1 1817 S. 286

2) VOB1 1810 S. 99 - 101

3) VOB1 1811 S. 13

4) Merker NAN 43, 319/320

5) Schäfer S. 26

6) VOB1 1814 S. 67 - 73

schreitende Konsolidierungsprozeß war aber auch der Hintergrund auf dem sich die Inkorporierung der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Gebiete im Verlauf der Rheinbundzeit vollzog.

IV. Die Handhabung der Souveränitätsrechte gemäß der Rheinbundsakte in den standes- und reichsritterschaftlichen Gebieten während der Rheinbundzeit

1. Die standesherrlichen Gebiete

a) Das Gebiet des Fürsten von Wied - Neuwied

Für die vorliegende Arbeit wird das Wied - Neuwieder Gebiet an den Anfang gestellt, weil die dort getroffenen Regelungen Vorbild für die Regelung in den übrigen Standesherrschaften wurde¹⁾.

aa) Die persönlichen Rechte des Fürsten und seiner Familie

Ausgehend von der herzoglichen Ministerialresolution vom 17. Juli 1807 wurde durch Erlaß vom 27. November 1807 die landesherrlichen Personalverhältnisse des Fürsten von Wied - Neuwied bestimmt²⁾. Danach durfte der Fürst nur noch das Prädikat "Hochfürstliche Durchlaucht" führen. Da er "in die erste Classe der Staatsbürger zurückgetreten" sei, sei auch jeder Bezug auf das Deutsche Reich im Titel und Wappen zu unterlassen³⁾. Als Staatsbürger wurde er verpflichtet, eine Unterwerfungsurkunde auszustellen. Allerdings sollten ihm die ehemaligen Reichsprivilegien und Freiheiten nach einer landesherrlichen Konfirmation belassen bleiben.

1) vgl. Lissek NAN 80, 160 - 239

2) HStA 210/4347 a

3) § 1 des Organisationserlasses

Er behielt folgende Ehrenrechte:

Die Ehrenwache,
das Recht Leibwächter zu halten,
das Kirchengut
und 14-tätige Trauer bei Sterbefällen¹⁾.

An standesherrlichen Rechten sollten im verbleiben:

Die Unterhaltung eines Hofstaates und unbeschränkte Besetzung
der Hofdienste,

der freie temporäre Aufenthalt in fremden Staaten und der
Eintritt in auswärtige Dienste,

die Familienautonomie, d.h. der Gestattung der fürstlichen Familie,
ihre geltenden Familienverträge und -gesetze beizubehalten,
wenn sie durch den Souverän konfirmiert worden waren,

das Recht der Präsentation eines Commissarii perpetui zu Ob-
signationen, Inventuren und Teilungen nach Sterbefällen in der
standesherrlichen Familie,

das Recht des Gerichtsstandes vor dem herzoglichen Hofgericht
in erster Instanz,

das Recht der Exemption von der exekutiven Lokalpolizeigewalt in
dem Standesgebiet und

das Recht des Austrägalprivilegiums in Kriminalsachen, das
jedoch näheren Vorschriften vorbehalten werden sollte.

bb) Verfügungen und Verordnungen, die die Kirchenverwaltung be-
treffen

Durch Erlaß vom 31. Dezember 1807²⁾ wurde das Konsistorium in

¹⁾ HStA 210/12629

²⁾ HStA 270/196

Neuwied aufgelöst. Dessen Aufgaben übernahm das herzogliche Konsistorium in Wiesbaden in Ansehung aller Religions-, Kirchen-, Pfarr- und Schulsachen. Ebenso die Jurisdiktion über die Geistlichen und in Ehesachen und die Oberaufsicht über das Kirchen- und Schulwesen. Den Neuwiedischen Ämtern verblieben: Die Ehepolizeisachen, die Erteilung der Proklamationserlaubnis und die Paternitätssachen. Ausdrücklich wurde dem Fürsten das Patronatsrecht zugestanden¹⁾. Doch war dieses Recht dadurch beschränkt worden, daß dem Fürsten nur ein Vorschlagsrecht bei der Besetzung von Lehrer- und Pfarrstellen ausüben durfte. Ansonsten bedurften die Kandidaten der landesherrlichen Bestätigung²⁾.

cc) Verfügungen und Verordnungen die die Verwaltungsorganisation betreffen

Die Regierungskanzlei wurde am 13. September 1806 von dem Regierungsrat von Coll aufgelöst. Als Verwaltungsbehörde, der auch die Gerichtsbarkeit oblag, diente nunmehr eine Justizkanzlei. Mit Erlaß vom 31. Dezember 1807³⁾ gingen die Verwaltungsaufgaben auf die nassauischen Behörden über⁴⁾. Für die Verwaltung der fürstlichen Güter war eine Rentkammer zuständig. Durch Vorschlag Colls vom 30. November 1807 und mit Einwilligung des Fürsten wurde durch den Erlaß vom 30. Dezember 1807 für die Ämter die Bezeichnung "Herzoglich-Nassauisch und Fürstlich-Neuwiedisch" angeordnet.

Dem Stadtschultheißenamt Neuwied und den Ämtern Heddersdorf und Selters verblieb wie bisher die gesamte bürgerliche und peinliche Justiz- und Polizeiverwaltung. Da sie den herzoglichen Ämtern gleichgestellt wurden, sollte eine Trennung der Hoheitsrechte von den standesherrlichen Gerechtsamen unterbleiben. Die Beamten dieser Ämter sollten von dem Fürsten bestellt werden, sie bedurften jedoch der landesherrlichen Bestätigung. Obwohl sie landes- und standesherrliche Aufgaben erfüllten, waren sie nur der Souveränitätsbehörde

¹⁾ vgl. Lissek NAN 80, 211-212 über den Umfang des Patronatsrechtes

²⁾ HStA 210/4347a, Schreiben Colls an den Kammerrat Caesar vom 31.12.1807

³⁾ HStA 210/4347a

⁴⁾ Als Grund gab von Coll die "Verminderung alles unnöthigen Administrations-Aufwandes" an.

gegenüber verpflichtet. Nur diesen Beamten hatte man zugestanden Verwaltungsanordnungen zu treffen, nicht jedoch dem Standesherrn. Dem Fürsten beließ man nur die Unterhaltung der Ämter und Beamten; dafür wurden ihm wie bisher die Konfirmationsgelder belassen.

Auf Reklamation des Fürsten von Wied - Neuwied erfolgten noch geringfügige Modifikationen¹⁾. Daraufhin hatte er nach einer den nassauischen Behörden vorzulegenden Formel, die Beamten zu verpflichten. Er erhielt gegenüber den Beamten die Weisungsbefugnis und durfte hinsichtlich der ihm verbliebenen Rechte Gebote oder Verbote erlassen. Die Beamten hatten zwar ihm gegenüber Rechenschaft abzulegen, ohne daß ihm jedoch eine Ahndungsmöglichkeit eingeräumt wurde. Die Einkünfte aus der Aufnahme und Entlassung von Untertanen verblieben den Ämtern. Die Untertanen hatten den Eid sowohl auf den Landes- als auch auf den Standesherrn zu leisten.

Auf Ortsebene wurde das Stadtschultheißenamt in ein "Herzoglich - Nassauisch und Fürstlich - Neuwiedisches Amt" umgewandelt. Der Stadtrat trug nur noch die Bezeichnung "herzoglich - nassauisch". Die Ernennung der Stadtratsmitglieder sollte nur noch dem Souverän obliegen, während die Ernennung des Judenschaftskommissars dem Fürsten verblieb.

Für die Kirchspiels- und Ortsvorstände in den übrigen Gemeinden erhielt der Fürst ein Vorschlagsrecht, die Ernennung und Bezahlung war jedoch auf den Souverän übertragen worden.

Die übrigen Verwaltungsaufgaben waren folgendermaßen geregelt: Dem Fürsten blieb die Forstverwaltung erhalten. Allerdings unterlag das Forstamt der landesherrlichen Oberaufsicht²⁾. Im Hinblick auf die Bergwerke wurde am 29. Mai 1809 eine Verordnung erlassen, die alle Aufgaben der Bergpolizei und Berggerichtsbarkeit in das neu errichtete Herzoglich - Nassauische Bergamt in Waldbreitbach übergehen ließ.

1) HStA 210/4347b Resolution vom 18.3.1808

2) HStA 291/51, Erlaß vom 23.11.1807

In der Gerichtsbarkeit trat an die Stelle der fürstlichen Justizkanzlei der herzoglich - nassauische Justizsenat in Ehrenbreitstein. Die niedere Gerichtsbarkeit verblieb dem Fürsten. Die Kompetenzzuweisung war so ausgestaltet, daß die Ämter und das Stadtgericht Neuwied für die ganze bürgerliche und peinliche Justizpflege zuständig wurden und die Konfirmationsgelder dem Fürsten zufließen.

Auf die Strafjustiz, die zur damaligen Regierungskanzlei gehörte, hatte der Fürst von Wied - Neuwied verzichtet, allerdings durften die Ämter wie bisher geringfügige Polizeistrafen verhängen.

Die Rechtsprechung, abgesehen von der freiwilligen Gerichtsbarkeit, ging am 1. Januar 1808 auf den Justizsenat in Ehrenbreitstein über¹⁾. In Realklagen gegen Privilegierte war das forum rei sitae zuständig²⁾. Auch das Gesinde der privilegierten Personen wurde nicht mehr an den Justizsenat, sondern an die für sie zuständigen Ämter verwiesen.

dd) Die Verfügungen und Verordnungen die die Aufteilung der Einkünfte betreffen

Nach eingehender Untersuchung des im Fürstentum Neuwied bestehenden Steuer- und Abgabewesens erfolgte eine enumerative Auflistung der zu vindizierenden Hoheitsrevenue einerseits und der dem Standesherrn andererseits verbleibenden Einnahmen.

Hier seien die Hauptgruppen der 52 aufgezählten zu vindizierenden Hoheitsrevenue genannt³⁾:

1) HStA 293/59

2) VOB 1809 S. 35/36

3) HStA 210/4347a, Anlage 1 zum Erlaß über die Revenuenabteilung vom 31.12.1807

Grundsteuern

Personalsteuern

Viehschatzung

Gewerbeschätzung

Akzise

Lizenz

Landzoll

Nutzungen der Wasserstraßen

Wasserfallzins

Einnahmen von verliehenen Monopolen

Einnahmen von verliehenen Privilegien

Einnahmen aus der Aufnahme landfremder Personen

Markt- und Standgeld

Zunft- und Aufdinggelder

Im übrigen waren dem Standesherrn 54 spezifizierte Einnahmen verblieben¹⁾. Ebenfalls erfolgte eine Regelung über die Aufteilung der Schulden. Insbesondere sollten die Gehälter derjenigen Beamten, die in nassauische Dienste getreten waren, für die Zeit vom 1. September 1806 bis zum 31. Dezember 1807 zur Hälfte dem Fürsten ersetzt werden. Weiterhin war geregelt worden, welche Beamte in Zukunft übernommen werden sollten und zu welchen Gehältern der Rentkammer ein Zuschuß gewährt würde. Die eigentliche Schuldenbestimmung besagte, daß nach Ausscheidung der fürstlichen Privatschulden und nach Abzug der vorhandenen Aktiva der Rest der Schulden nach dem Verhältnis der entzogenen zu den dem Fürsten verbleibenden Kammereinkünften geteilt werden sollte. Die Rentenkammer hatte nur die standesherrlichen Einkünfte zu verwalten. Diese konnte jedoch keine eigenen Vollstreckungsmaßnahmen vornehmen, sondern nur die zuständige Justizbehörde.

¹⁾ HStA 210/4347a, Anlage 2 zum Erlaß über die Revenuenabteilung vom 31.12.1807

Schon das Steueredikt vom 10./14. Februar 1809¹⁾, das die Erhebung direkter Steuern als Grund- und Gewerbesteuern verfügte, brachte die vorhergehenden Regelungen teilweise in Wegfall. Mit Abschluß der Steuerreform durch das Edikt vom 1./3. September 1812²⁾ wurden in dessen § 28 weitere Abgaben für immer aufgehoben, die den Ämtern Neuwied, Heddersdorf und Selters zugesprochen worden waren³⁾.

Die in § 41 des Steuerediktes normierte Entschädigung für den Verlust dieser aufgehobenen Rechte wurde wegen der Schwierigkeiten, die Wied - Neuwied machte, nur einmal durch das Edikt vom 10. September 1814 für das Jahr 1812 festgesetzt⁴⁾.

Bereits am 31. Januar 1808 meldeten die Regierungsräte von Coll und Ibell "die Beendigung des Neuwiedischen Organisations- und Revenuen-Abteilungs-Geschäfts". Die dabei getroffenen Regelungen wurden jedoch nicht ohne weiteres von dem Fürsten von Wied - Neuwied und dessen Bevollmächtigtem von Gärtner hingenommen.

Sowohl Gärtner, der die Regelung als "Provisorium"⁵⁾ ansah, als auch August Fürst zu Wied, der auf eine endgültige Regelung durch das "statut fondamental" vertraute⁶⁾, waren sichtlich bemüht, die wirtschaftliche Sicherstellung des fürstlichen Hauses zu erreichen. In einer ersten Stellungnahme Gärtners auf die proklamierte Organisation tritt eine juristische Gegenargumentation in den Hintergrund. Vielmehr reklamierte er, daß die versprochene Einhaltung der Badischen Deklaration nur dort zur Anwendung gekommen sei, wo sie für das fürstliche Haus nachteilig sei. Im übrigen legte er nur noch dar, wie die Revenuen zwischen dem Landesherrn und dem Fürsten zu Wied- Neuwied hätten aufgeteilt werden müssen. Selbst der Fürst, der schon am 4. Januar 1808 in einer Unterwerfungsurkunde den neuen

1) Samml. d. Edikte u. Verordnungen Bd. 1 1817 S. 228-262

2) Samml. d. Edikte u. Verordnungen Bd. 1 1817 S. 287-333

3) In § 28 dieses Steuerediktes sind 65 Einzelabgaben aufgeführt.

4) Lissek NAN 80, 210

5) HStA 210/4347a, Stellungnahme Gärtners zur proklamierten Organisation vom 21.1.1808

6) Schreiben des Fürsten von Wied - Neuwied an den Herzog von Nassau vom 16.2.1808

Souverän anerkannte, legte in einer ausführlichen Promemoria vom 9. Dezember 1808 seine Auffassung über die Organisation vor. Er versuchte durch einen Vergleich der staatsrechtlichen Stellung der Standesherrn in den übrigen Rheinbundstaaten die Unrechtmäßigkeit der nassauischen Organisation zu beweisen. Ergebnis seines Vergleiches war, daß die Standesherrn in den anderen Bundesstaaten, insbesondere in Bayern, eine bessere Regelung im Hinblick auf die standesherrlichen Einkünfte erfahren hätten. Wie schon bei Gärtner war es dem Fürsten nur darum gegangen, die finanzielle Ungerechtigkeit in den Vordergrund zu stellen. Die übrigen, die standesherrlichen Rechte betreffenden Regelungen waren wohl mehr oder weniger in der gegebenen Situation als unabänderlich angesehen worden.

b) Das Gebiet des Fürsten von Wied - Runkel

Ähnlich wie die Organisation von Wied - Neuwied wurden auch in Wied - Runkel grundsätzlich gleich formulierte Bestimmungen getroffen¹⁾.

Um die Personalverhältnisse der fürstlichen Familie und des Fürsten zu regeln, wurde am 30. Juni 1808 ein Hauptorganisationsreskript erlassen. Bei der Bestimmung der Courtoisierrechte wurde ebenfalls darauf geachtet, daß bei der Anrede des Fürsten eine Verbindung zum Deutschen Reich nicht mehr zu erkennen war. In einem Regierungserlaß²⁾ vom 4. Juni 1810 war angeordnet worden, daß der Fürst zu Wied - Runkel entweder als "Durchlauchtigster Fürst³⁾, gnädigster Herr" oder "Euer Hochfürstliche Durchlaucht" bezeichnet wurde. Auf jeden Fall hatte der Zusatz "von Gottes Gnaden" zu entfallen.

Um die Unterwerfung unter die neue Souveränität erkennbar zu machen, war auch der Fürst von Wied - Runkel verpflichtet worden, einen Unterwerfungsrevers auszustellen. Diesem Gebot kam der Fürst am

1) HStA 210/1509, Schreiben Ibells an Gagern vom 5.3.1808

2) HStA 210/3999, Bezugnahme in einem Antwortschreiben Marschalls an die Regierung in Ehrenbreitstein vom 26.9.1810

3) am 4.10.1810 in "Durchlauchtiger Fürst" abgeändert

15. März 1807 nach¹⁾).

Obwohl sich das Hauptorganisationsreskript vom 30. Juni 1808 nicht in den Wied - Runkel'schen Organisationsakten befindet, so kann doch ohne weiteres diejenige Regelung zugrunde gelegt werden, die in Wied - Neuwied am 27. November 1807 getroffen wurde²⁾. Dies schon deshalb, weil die Organisation in Wied - Runkel zeitlich später erfolgte.

Zudem war in beiden standesherrlichen Gebieten der nassauische Regierungsrat Ibell für deren Organisation verantwortlich. Endlich spricht auch dafür, daß sowohl die verwaltungsorganisatorische Eingliederung der standesherrlichen Gebiete, als auch die Rechtsstellung der Standesherrn nach gleichförmigen Grundsätzen erfolgen sollte³⁾. Daher ist davon auszugehen, daß die persönlichen Rechte des Fürsten von Wied - Runkel, wie auch die Regelung des Trauerergeläutes zeigt⁴⁾, mit derjenigen Regelung übereinstimmte, die in Wied-Neuwied getroffen wurde⁵⁾.

bb) Organisation der Kirchenverwaltung

Schon bei Beginn der Neuorganisation von Wied - Runkel war dem Fürsten die Auflösung des Konsistoriums bekannt gegeben worden. Das Konsistorium wurde endgültig am 15. März 1807 aufgelöst⁶⁾. Dessen Aufgaben gingen ebenfalls auf das Konsistorium in Wiesbaden über.

Da die Kirchengewalt als Souveränitätsrecht verstanden wurde, sollte das Konsistorium in Wiesbaden in allen Religions-, Kirchen-, Pfarr- und Schulsachen zuständig werden⁷⁾. Ebenfalls erhielt es die Jurisdiktion über Geistliche und in Ehesachen und die Oberaufsicht über das Kirchen- und Schulwesen. Wie in Neuwied verblieben dem Fürsten

1) HStA 210/3999

2) vgl. S. 102/103

3) HStA 210/2321

4) HStA 210/3494

5) HStA 210/3999, Einzelaufzählung der persönlichen Rechte in einem Schreiben Ibells vom 18.7.1808

6) HStA 293/839

7) HStA 270/288, Ministerialresolution vom 5.6.1807

nur noch die Ehepolizei- und Paternitätssachen. In Erledigungsfällen stand ihm ein "jus praesentandi" zu. Doch war dieses Präsentationsrecht insoweit begrenzt worden, als dem Fürsten ein Patronatsrecht "ex speciali titulo" zustand¹⁾. Allerdings wurde ihm dieses Recht auf Lebenszeit zuerkannt. Für die Einstellung der Schullehrer war wiederum eine landesherrliche Bestätigung erforderlich, doch deren Gehälter waren von dem Fürsten zu zahlen.

cc) Verwaltungsorganisationsregelungen

Wie in Wied - Neuwied nahm die Justizkanzlei nach der Auflösung der Regierungskanzlei die Funktion der Verwaltungsbehörde wahr. Allerdings gingen schon am 15. März 1807, nachdem die Justizkanzlei aufgelöst worden war²⁾, die Verwaltungsaufgaben auf die herzoglich-nassauischen Ämter über. Dem Fürsten verblieb für die Verwaltung seiner Güter eine Rentkammer³⁾. Für die übrigen Ämter wurde am 5. Juni 1807 angeordnet, daß sie das Prädikat "Herzoglich Nassauisches und Fürstlich Wiedisches Amt" zu führen hatten.

Die Ämter Dierdorf, Altenwied und Neuerburg wurden angewiesen, die Jurisdiktion in erster Instanz, die Ausübung der freiwilligen Gerichtsbarkeit, die ganze untere Polizeiverwaltung und die Ausübung der peinlichen Gerichtsbarkeit wahrzunehmen⁴⁾ und eine Trennung von Souveränitätsrechten und standesherrlichen Rechten zu unterlassen. Die erforderlichen Beamten konnten zwar von dem Fürsten von Wied - Runkel vorgeschlagen werden, doch bedurften sie der landesherrlichen Bestätigung. Die wiedischen Beamten sollten zwar in allen Beziehungen wie die übrigen herzoglichen Beamten behandelt werden⁵⁾, doch waren sie allein der Souveränitätsbehörde gegenüber verantwortlich.

1) HStA 210/3999, Schlußbericht von der Wied- Runkel'schen Organisation vom 10.5.1807

2) HStA 293/839

3) HStA 210/3489. Sie hatte die Funktion einer Privatgüteradministration

4) HStA 291/51

5) HStA 210/3999

Die Konsequenz dieser Organisation war wie in Wied - Neuwied, daß die Unterhaltung der Ämter und der Beamten dem Fürsten oblag, während ihm dafür die Konfirmationsgelder zugestanden wurden.

Auch die niedere Forstgerichtsbarkeit blieb bei den standesherrlichen Ämtern. Diese unterstanden jedoch dem Herzoglichen Oberforstamt¹⁾. Für die Organisation der Bergpolizei und -gerichtsbarkeit war die Verordnung vom 29. Mai 1809 einschlägig²⁾, die auch für die Ämter Dierdorf, Altenwied, Neuerburg und Maischeid galt.

In der Regelung der Gerichtsbarkeit und der Rechtssprechung entsprach sie der neuwiedischen Regelung³⁾.

dd) Regelungen, die die Revenuen- und Lastenteilung betrafen

Ebenso wie in den anderen standesherrlichen Gebieten erfolgte auch in Wied - Runkel eine Auflistung der Einnahmen bis zur Besitznahme⁴⁾. Ohne auf die einzelnen Souveränitätsrevenuen oder die Revenuen die dem Standesherrn verbleiben sollten einzugehen, wurde wie folgt verfahren⁵⁾:

Die Hoheitseinkünfte waren nach dem badischen Konstitutionsedikt aufgelistet worden. Nicht der Name, sondern die Natur der Sache war ausschlaggebend⁶⁾. Danach wurden die Hoheitseinkünfte in drei Gruppen gegliedert.

Solche, die die Herzogliche Generalsteuerkasse sofort einzog, solche, die entweder fünf Jahre lang, oder auf Lebenszeit des Fürsten dem fürstlichen Hause belassen blieben⁷⁾.

1) Ministerialresolution vom 5.6.1807

2) VOB 1809 S. 70 - 73

3) HStA 291/51, vgl. auch S. 106/107

4) HStA 210/3999, Anlagen 1-3 zum Schlußbericht über die Organisation vom 10.5.1807

5) HStA 210/3999, Bericht Ibells vom 18.7.1808

6) Schreiben Ibells an den Fürsten zu Wied-Runkel vom 11.7.1807

7) HStA 210/3999

Diese Regelungen waren am 2. Juni 1807 verfügt worden, um die Wied - Runkel'sche Rentkammer, nach einer Reklamation des Fürsten, wieder in den Stand zu versetzen ihren Zahlungsverpflichtungen gehörig nachzukommen¹⁾.

Auch für die Schuldenteilung erfolgte eine provisorische Regelung dahingehend, wer die Gehälter der übernommenen Beamten zu zahlen und wer die Pensionen zu tragen hatte²⁾.

Wie in Neuwied regelte eine komplizierte Revenuenberechnung die eigentliche Schuldenteilung. Zwischen den Nettoeinkünften des Fürsten nach der Neuorganisation und den entzogenen Revenuen wurde eine Relation aufgestellt³⁾.

Nachdem die finanzielle Auseinandersetzung mit dem Fürsten zu Wied - Runkel per Erlaß⁴⁾ geregelt worden war, fielen viele dieser Bestimmungen den Steueredikten vom 10./14. Februar 1809 und 1./3. September 1812⁵⁾ zum Opfer. Insbesondere wurden im Zuge der Steuerreform durch die §§ 10, 24 des Steuerediktes vom 1./3. September 1812 eine erhebliche Anzahl von Abgaben für immer aufgehoben, die den Ämtern Dierdorf, Altenwied und Neuerburg zugestanden worden waren.

Schon am 10. Mai 1807⁶⁾ stellte der Regierungsrat Ibell in einem "Schlußbericht" die Organisation der Verwaltung der Revenuen und der Schuldenteilung dar. Die provisorische Regelung blieb auch in Wied - Runkel nicht ohne Widerspruch. Obwohl Ibell den Fürsten zu Wied "als den bereitwilligsten unter allen der Nassauischen Souverainité" ansah⁷⁾, so hatte sich der Fürst doch entschieden gegen die provisorische Organisation gewendet. Für ihn war die Badische

1) Kameralbericht vom 11.6.1812. Anbei zwei Listen, die die Einkünfte ad dies vitae und die auf 5 Jahre genehmigten betreffen.

2) Kameralbericht vom 5.7.1812

3) vgl. Schlußbericht von Ibell vom 10.5.1807

4) StA Koblenz 332/738

5) Samml. d. Edikte u. Verordnungen Bd. 1 1817 S. 228 - 262,
S. 287 - 333

6) HStA 210/3999

7) vgl. Schlußbericht von Ibell vom 10.5.1807

Deklaration die Grundlage für die Organisation¹⁾. Nach seiner Ansicht mußten ihm die Justizkanzlei, die Ämter, die Forstadministration und die Patronatsrechte verbleiben. Doch der wahre Grund seiner Reklamation war die pecuniäre Situation. Bei einem Vergleich mit der badischen, bayerischen, darmstädtischen und bergischen Regelung zog er folgenden Schluß: "es muß einem werden wie dem anderen, im rechtlichen und pecuniären, denn es existiert nur ein Fundamental Gesetz".

Ibells Antwort²⁾ ging umfassend auf diese Bemerkungen ein. Er legte zunächst dar, daß die Rheinbundakte die Übernahme der standesherrlichen Gebiete zwar ausspreche, aber die künftige Organisationsregelung nicht geregelt habe. Weil aber diese Organisationsform nicht vorgeschrieben sei, sei eine Modifikation der Organisation und des konstitutionellen Mechanismus in jedem Bundesstaat möglich. Für ihn hatten die Begriffe Staatswohl und Staatszweck absolute Priorität. Die Standesherren, so versicherte er, würden keinesfalls schlechter gestellt werden als es der Sinn der Bundesakte ergäbe. Er machte zwar die Einschränkung, daß man nicht wisse wie die Zukunft der Standesherren aussähe, jedoch garantierte er ihnen, daß die ihnen gewährten Privilegien sie zur ersten Klasse der Staatsbürger machen würden.

Die Unvermeidlichkeit der Eingliederung war von dem Fürsten zu Wied - Runkel klar erkannt worden. Ihm ging es nicht so sehr um eine juristische Gegenvorstellung zur provisorischen Organisation, sondern um eine gewisse Flexibilität zum Zwecke der wirtschaftlichen Sicherung. Schon der Unterwerfungsrevers vom 15. März 1807 zeigte das Motiv seines Handelns: Anerkennung der nassauischen Souveränität, "jedoch mit dem billigen Vorbehalt daß, wenn veränderte Umstände oder der künftige Friede andere Verhältnisse herbeiführen würde, dieses Anerkenntnis nicht zu Unserem Nachtheile ausgelegt werden möge". Für den Fürsten von Wied - Runkel waren die Organisationsregelungen nur

1) Schreiben des Fürsten zu Wied - Runkel an Ibell vom 23.6.1807

2) HStA 210/3999, Schreiben vom 11.7.1807

Übergangsregelungen während deren Bestehen er sich wirtschaftlich absichern wollte. Sowohl die politischen Umstände, als auch der Wille Nassaus zur einheitlichen Staatsführung ließen die Hoffnungen des Fürsten zunichte werden. Immer mehr Rechte gingen auf den Souverän über. Schließlich war der Fürst sogar aus Kostengründen gezwungen, die Gerichtsbarkeit in erster Instanz, allerdings ohne die Forstgerichtsbarkeit, dem Souverän anzubieten¹⁾.

c) Das dem Fürsten von Solms - Lich gehörende Gebiet
des Amtes Hohensolms

aa) Die persönlichen Rechte des Fürsten von Solms - Lich

Da dem Regierungsrat Ibell auch die Generalvollmacht²⁾ für die Organisation und Abteilung in den Ämtern Hohensolms, Braunfels und Greifenstein erteilt worden war, legte dieser bei der Organisation des Amtes Hohensolms die Wiedischen Organisationsregelungen zugrunde³⁾. Der Organisationserlaß vom 16. Oktober 1809, der die Personalverhältnisse regelte, enthielt die vergleichbaren Regelungen die man schon in den wiedischen Gebieten getroffen hatte. Ohne den Umfang der Personalrechtsverhältnisse zu tangieren ergab sich eine Änderung dahingehend, daß die Fürstin Henriette, als Vormund ihres unmündigen Sohnes, den geforderten Unterwerfungsrevers unterzeichnen mußte. Im übrigen wurden dem Fürsten die persönlichen Ehrenrechte, wie z.B. die Beibehaltung einer Ehrenwache, des Trauergeläutes und des Kirchengebetes, ebenso zugestanden wie die standesherrlichen Rechte.

1) HStA 210/3999, Schreiben vom 13.2.1813

2) HStA 210/3499

3) HStA 210/3499, Bericht Ibells vom 15.8.1809

bb) Die Organisation der Kirchenverwaltung

In Ansehung der Organisation der Kirchengewalt wurde die neuwiedische Organisationsform gewählt¹⁾ und das reformierte Konsistorium zu Hohensolms am 16. Oktober 1809 aufgelöst²⁾. Im gleichen Umfange wie bei dem Konsistorium in Neuwied ging die Kirchengewalt auf das Konsistorium in Wiesbaden über³⁾.

cc) Die Verwaltungsorganisationsregelungen

Auch hinsichtlich der Justiz- und Amtsverfassung hatte sich Ibells streng an dasjenige gehalten, was in den wiedischen Landesteilen schon verordnet worden war⁴⁾. Nach Auflösung der Justizkanzlei⁵⁾ gingen auch hier die Verwaltungsaufgaben durch den Organisationserlaß vom 16. Oktober 1809 auf die nassauischen Behörden über⁶⁾. Das Amt Hohensolms erhielt das Prädikat "Herzoglich - Nassauisches und Fürstlich - Solmsisches Amt". Mit der gleichen Kompetenz wie die Wiedischen Ämter ausgestattet, sollte auch in Hohensolms keine Trennung der landes- von den standesherrlichen Gerechtsamen vorgenommen werden. Das Amt und dessen Personal unterstand der Souveränitätsbehörde und war nur ihr gegenüber verantwortlich. Die im Amt Lich konstituierte Solmsische Regierung, Justizkanzlei und das Konsistorium, die dem Großherzog von Hessen untergeordnet und schon aufgelöst worden waren, sollten die Justizsachen in den nassauischen Teilen nicht beeinträchtigen⁷⁾.

Grundlage für die Justizorganisation war auch hier die Verordnung vom 6. November 1806. Vorgesetzte Behörden wurden der Justizsenat, das Hofgericht, das Kriegskollegium in Militärsachen, das Wiesbadener Konsistorium und die Wiesbadener Regierung in Landespolizei-,

1) HStA 210/3499, Bericht Ibells vom 15.8.1809

2) HStA 270/292

3) In einem Schreiben Ibells vom 16.10.1809 an den Inspektor und Hofprediger Collonius zu Hohensolms legt er ihm den Umfang der Kirchengewalt dar.

4) HStA 210/3499, Schreiben Ibells vom 15.8.1809

5) Die Justizkanzlei befand sich in Lich und wurde von dem Großherzog von Hessen aufgelöst.

6) HStA 291/51

7) § 5 des Organisationserlasses vom 16.10.1809

Steuer-, Berg- und Forstsachen. Für diejenigen Angelegenheiten, die die Hoheitseinkünfte betrafen war die Hofkammer zuständig. Zudem wurde als Sonderregelung eingeführt, daß die im Amt Hohensolms auszustellenden Pässe den Stempel "Herzoglich - Nassauisches Polizei Amt" eingedruckt bekamen. Hinsichtlich des neu eingeführten Schultheißenamtes¹⁾ war dem Standesherrn ein Vorschlagsrecht eingeräumt worden, wobei die Ernennung der landesherrlichen Konfirmation bedurfte²⁾.

Im Hinblick auf die Jagd- und Fischereigerechtigkeit war bestimmt worden³⁾, daß diese dem Amt Hohensolms im ganzen Umfang verbleiben sollte. Allerdings unterlag das Amt den landesherrlichen Gesetzen und Anordnungen. Da das Forstamt Hohensolms sehr klein war sollte es der Oberaufsicht des Oberforstamtes in Weilburg untergeordnet werden⁴⁾.

In der Gerichtsorganisation trat an Stelle der Justizkanzlei der Justizsenat in Ehrenbreitstein. Mit Einwilligung der Fürstin von Solms - Lich ging die zweite Instanz der ehemaligen Regierungskanzlei in Lich an das Hofgericht in Wiesbaden über⁵⁾.

Dem Amt Hohensolms verblieb die ganze bürgerliche und peinliche Justiz- und Polizeiverwaltung. Für die Unterhaltung sollten dem Fürsten die Sporteln und Straf gelder verbleiben. Auch die Konfirmationstaxen, als Hoheitsrechte, wurden dem Amt Hohensolms provisorisch zugestanden. Die Rechtssprechung ging seit dem 1. Januar 1808 von dem Justizsenat in Ehrenbreitstein aus. Im übrigen waren wie schon bereits dargelegt im Herzogtum verbindliche Regelungen geschaffen worden⁶⁾.

1) Da es bis zur Besitznahme keine Schultheißen gab, sollte alle zwei Jahre ein Vorsteher gewählt werden.

2) § 11 des Organisationserlasses vom 16.10.1809

3) HStA 210/3499, Schreiben Ibells an das Forstamt in Hohensolms vom 16.10.1809

4) HStA 210/3499, Bericht Ibells vom 15.8.1809

5) HStA 210/3499, Schreiben Ibells an den solmsischen Geheimrat Kopp vom 16.10.1809

6) Vgl. S. 84

dd) Regelungen, die die Revenuen- und Lastenteilung
betrafen

Auch bei der Revenuenseparation wurde wieder eine eingehende Untersuchung des Steuer- und Abgabewesens vorgenommen¹⁾. Aus der Anlage 1 des Erlasses über die Revenuenausscheidung im Amt Hohen-solms ergab sich ein Verzeichnis von 56 Einzelpositionen die als Hoheitsabgaben vindiziert werden sollten²⁾. In einer Anlage 2 wurden 19 Einzelpositionen aufgelistet die dem Standesherrn verbleiben sollten. Bei der Revenuenausscheidung hatte Ibell ausdrücklich erklärt, die Regelungen des badischen Konstitutionsediktes und die in Neuwied und Runkel aufgestellten Grundsätze anzuwenden. Er be-tonte, daß er den Begriff "impôt" im weiteren Sinne verstanden haben wollte. Zu den einzelnen Abgaben erläuterte er, warum gerade diese Abgabe zu einem Hoheitsrecht zu zählen sei. So z.B. zählte er die Konfirmationstaxen zu den indirekten Steuern, da diese "droits d'enregistrement" unzweifelhaft dem Souverän zustehen würden.

Für die Verwaltung der standesherrlichen Gefälle verblieb dem Für-
sten ebenfalls eine Rentkammer. Da ihr kein eigenes Vollstreckungs-
recht zugestanden worden war, hatten sich die standesherrlichen Be-
amten mit den landesherrlichen Behörden in Verbindung zu setzen.

Die Administrationslasten und -schulden waren dergestalt geregelt
worden³⁾, daß diejenigen Beamten, die von dem Großherzogtum Hessen
übernommen worden waren, auch von dort weiterbesoldet werden sollten.
Die übrigen Beamten, die von Nassau übernommen worden waren, sollten
von der Generalsteuerkasse besoldet werden. Der Fürst von Solms -
Lich hatte die Beamten der Rentkammer und die sonstigen Beamten,
sowie das niedere Amts- und Polizeipersonal und die Schultheißen
zu besolden.

1) HStA 205/569

2) HStA 210/3499, Anlagen zu dem Schreiben von Ibell an das
Herzogl. Nassauische und Fürstl. Solmsische Amt zu Hohen-solms
vom 16.10.1809

3) HStA 210/3499, Schreiben Ibells an den Geheimrat Kopp in Lich
vom 16.10.1809

Die Pensionen wurden nur dort übernommen, wo der Pensionär in einem Amt gewesen war, das nunmehr ausschließlich der Souveränität zugefallen war.

Für die Schulden des fürstlichen Hauses waren folgende Bestimmungen getroffen worden: Die eigentlichen Kammerschulden, mit Ausscheidung der Privatschulden, und soweit sie durch die Kammeraktiva nicht gedeckt worden waren, nach dem Verhältnis der Kammereinkünfte zu teilen, welche für die Generalsteuerkasse als Hoheitsrechte vindiziert, oder dem Fürsten verblieben waren. Auch diese Berechnungsgrundlage entsprach der Regelung von Wied-Neuwied.

Die Separation der landesherrlichen von den standesherrlichen Gefällen in Hohensolms wurde durch die beiden Steueredikte relativiert. Insbesondere das Steueredikt vom 1. September 1812 hob in dessen § 20 eine Vielzahl der dem Standesherrn verbliebenen Einnahmen auf.

In einer sehr ausführlichen Reklamation¹⁾ nahm die Fürstin von Solms - Lich zur provisorischen Organisation Stellung. Sie wandte sich dagegen, daß in Verlassenschaftsverhandlungen²⁾ der Souverän hineinwirken konnte. Dies sei jedenfalls in Hessen und Bayern nicht der Fall. Sie behielt sich auch das Recht einer zweiten Instanz insoweit vor, als es Solms - Braunfels gewährt werden würde. Da man den Standesherrn die "basse et moyenne jurisdiction" zugestanden habe, müsse man aber auch die standesherrliche Weisungsbefugnis diesen Beamten gegenüber als ein Ausfluß dieses Rechtes erachten. Die Konfirmationsgebühren seien nichts anderes als Gerichtssporteln, die den Standesherrn belassen worden seien. Auch seien die Amtsdienner von ihr zu verpflichten. Sie war ebenfalls der Meinung, daß ihr die Ernennung der Schultheißen gebühre unter der Einschränkung der landesherrlichen Bestätigung. Auch bei der Auflösung des Konsistoriums hätten sich die Souveräne Rechte zugeeignet, die ihnen

1) HStA 210/3499, Reklamation vom 7.4.1810

2) § 9 des Organisationserlasses über die persönlichen Verhältnisse des Fürsten von Solms - Lich

nicht zuständen. Dies gelte insbesondere für das Stellenbesetzungsrecht. Neben diesen weniger bedeutenden Punkten wandte sich die Fürstin hauptsächlich gegen den Erlaß über die Revenueseparation. Zunächst machte sie grundsätzliche Ausführungen darüber, daß schon seit unvordenklichen Zeiten die Steuer- von der Kamerkasse getrennt gewesen sei. Sie versuchte ausführlich bei verschiedenen Abgaben, die durch den Erlaß zu Hoheitsrechten erklärt worden waren, zu beweisen, daß diese Abgaben im weitesten Sinne zu dem herrschaftlichen Grundeigentum zu zählen seien. Zu ihrer Beweisführung bemühte sie die Entstehungsgeschichte der einzelnen Abgaben. Aber nicht nur die Entstehungsgeschichte der Abgaben, sondern auch die damalige staatsrechtliche Literatur sollten ihrer Meinung Nachdruck verleihen.

Nur hinsichtlich der Schuldenteilung war sie mit der getroffenen Regelung einverstanden.

Mit einem Schreiben vom 8. Januar 1812 ging Ibell auf diese Reklamation ein. Er vertrat die Ansicht, daß die Organisation aller standesherrlichen Gebiete nach gemeinsamen Grundsätzen gehandhabt werden müsse. Nur dann sei eine abweichende Regelung zu treffen, wo triftige Gründe dies erforderten. Dies jedenfalls sei für Hohenzolms nicht anzunehmen.

Ibell ging gar nicht mehr auf die Rheinbundakte ein, sondern er sah die Grundlage der Organisation in deren Einheitlichkeit für alle standesherrlichen Gebiete. Zweifelsohne war der Widerspruch der Fürstin von Solms - Lich auf die pecuniären Folgen der Organisation gerichtet. Nur bei ausreichendem finanziellen Rückhalt konnte die Ausübung der noch verbliebenen Rechte gewährleistet werden.

d) Das dem Fürsten von Solms - Braunfels gehörende Gebiet
der Ämter Braunfels und Greifenstein

Da die Organisation der standesherrlichen Gebiete nach einheitlichen Grundsätzen erfolgen sollte kann an dieser Stelle auf einen Bericht des Regierungsrates Ibells¹⁾ hingewiesen werden, um unnötige Wiederholungen zu vermeiden. Darin brachte er zum Ausdruck, daß er die Organisation der Ämter Hohensolms, Braunfels und Greifenstein nach den gleichen Grundsätzen durchgeführt hatte.

aa) Die Bestimmungen über die persönlichen Ehrenrechte des Fürsten und des fürstlichen Hauses stimmten mit denjenigen Regelungen überein, die schon in Wied - Neuwied, Wied - Runkel und in Hohensolms getroffen worden waren.

bb) Kirchenorganisatorisch wurde am 30. Dezember 1809 das Konsistorium in Braunfels aufgelöst²⁾. Dessen Aufgaben gingen in dem Umfang, wie es schon in den anderen standesherrlichen Gebieten der Fall war, auf das Konsistorium in Wiesbaden über³⁾.

cc) Auch die Verwaltungsorganisation richtete sich an der wiedischen und hohensolmsischen Regelung aus. Nach der Auflösung der Solms - Braunfelsischen Regierung und der einverständlichen Aufhebung der Justizkanzlei⁴⁾ am 30. Dezember 1809 gingen die Verwaltungsaufgaben auf die landesherrlichen Behörden über.

Die übrigen Ämter, als "Herzoglich - Nassauische und Fürstlich - Solmsische Ämter" bezeichnet, wurden den Souveränitätsbehörden untergeordnet und weisungsabhängig. Bei der Beamtenbestellung sollte

1) HStA 210/3499, Schreiben Ibells vom 15.8.1809

2) HStA 270/290

3) HStA 291/51

4) HStA 293/36

dem Fürsten nur das Vorschlagsrecht und die Besoldungspflicht verbleiben. Das bisher bestehende Polizei-Kollegium wurde aufgelöst. In Regierungs-, Landes-, Polizei-, Steuer-, Berg- und Forstsachen¹⁾ erhielt die Regierung in Wiesbaden die Zuständigkeit. In Justizsachen, insbesondere des Gerichtsstandes, galt die Verordnung vom 11. November 1806 und vom 20. März 1809²⁾. In Ansehung der Gerichtsbarkeit und der Rechtssprechung in beiden Ämtern gilt das bereits zu Hohensolms Gesagte³⁾.

dd) Auch die Revenuenseparation und die Schuldenreparation wurden auf den Grundlagen der wiedischen und hohensolmsischen Bestimmungen vorgenommen, die sich wiederum auf die badischen Grundsätze stützten. Nach der Gesamtauflistung der Revenuen hatte Ibell 40 Einzelpositionen an Kammerrevenuen im Betrag von 17 089 Gulden zu Gunsten der Herzöglichen Hofkammer ausgeschieden⁴⁾.

Bei der Schuldenseparation kann auf den bereits bei Hohensolms gefundenen Modus hingewiesen werden. Die dem Fürsten von Solms - Braunfels verbliebenen Einnahmen wurden zum überwiegenden Teil durch § 5 des Steuerediktes vom 1./3. September 1812 aufgehoben. Auf die von Kammerdirektor Stephan verlangte Entschädigung von 18 042,50 Gulden wurde eine Rente von 14 930 Gulden errechnet und bewilligt⁵⁾.

Die Fürsten Karl Wilhelm Christoph und Wilhelm von Solms - Braunfels nahmen mit einer umfangreichen Reklamation am 13. August 1810 zur definitiven Organisation der Solms-Braunfelsischen Ämter Stellung⁶⁾.

1) HStA 205/508, Organisationserlaß vom 30.12.1809 über die Forstverwaltung

2) Samml. d. Edikte u. Verordnungen Bd. 1 1817 S. 86/87
S. 87/88

3) vgl. S. 94/95
HStA 293/36

4) HStA 210/11120

5) HStA 210/11121

6) HStA 210/11119 u. HStA 210/11120, Diese Reklamation umfaßt mehr als 200 Seiten. Hinzu kommt eine umfangreiche Beilage, in der an Hand von Urkundenabschriften Beweis geführt wird.

Unter Berücksichtigung der badischen Regelung erkannten sie die Bestimmungen über die persönlichen Rechte an. Weiterhin führten sie aus, daß ein Verzicht auf die zweite Instanz für amtssässige Untertanen nur deshalb erfolgt sei, weil die auferlegten Kosten ihre Finanzkraft übersteige. Allerdings sei dieser Verzicht im Hinblick auf das zu erwartende "statut fondamental" nur unter Vorbehalt abgegeben worden. Sie waren der Ansicht, daß unter dem Begriff "jurisdiction suprême" nur die Errichtung eines obersten Gerichtshofes zu verstehen sei. Allerdings monierten sie, daß die Ämter, die unter landesbehördlicher Aufsicht standen, sowohl in ihrem Prädikat einen landesherrlichen, als auch einen standesherrlichen Bezug trugen.

Sie machten auch darauf aufmerksam, daß die aus der Kirchengewalt fließenden Einnahmen nach der Auflösung der Konsistorien in Baden den mediatisierten Standesherrn verblieben seien.

Der Hauptbeschwerdepunkt der Reklamanten lag in der Revenuese-
paration. Die beiden Fürsten von Solms - Braunfels sahen im "droit d'impôt" nur diejenigen Abgaben, welche für den Souverän zur Verwaltung der Gesetzgebung, der höchsten Gerichtsbarkeit, der hohen Polizei und der Unterhaltung des Militärs wesentlich seien. Daraus folgerten sie, daß diejenigen Abgaben, die diesen Zwecken nicht wesentlich anhaften würden, weiterhin standesherrliches Privateigentum seien. An Hand von Urkundenausügen wurde eine Beweisführung vorgenommen, die nachweisen sollte, daß die von Nassau eingezogenen Abgaben schon von alters her bestanden und sich im Laufe der Zeit zu einem Eigentumsrecht manifestiert hatten¹⁾.

Die zum Ausdruck gebrachte Hoffnung, daß wesentliche Änderungen eintreten mögen wurde von Herzog Friedrich von Nassau nicht erfüllt²⁾. Dieser ging zwar nochmals auf einige Abgaben ein und erklärte, daß

1) HStA 210/11120, Unter anderem wurden Urkundenauszüge von Urkunden aus dem 15. und 16. Jahrhundert hergestellt.

2) HStA 210/11119, Schreiben vom Oktober 1811

diese von alters her als Steuern erachtet worden seien, jedoch solle man in Solms - Braunfels die sich aus den Zeitumständen ergebenden Veränderungen in der vorgenommenen Form hinnehmen.

- e) Das dem Fürsten von Anhalt - Bernburg - Schaumburg gehörende Gebiet der Grafschaft Holzappel und der Herrschaft Schaumburg

Die Organisation dieser Gebiete erfolgte nach den vorgenannten Grundsätzen.

aa) Die Personalverhältnisse regelte der Erlaß vom 1. Mai 1810¹⁾. Dem Fürsten von Anhalt - Bernburg - Schaumburg wurde für die im Herzogtum Nassau gelegenen Landesteile nur diejenigen persönlichen Rechte zugestanden, wie sie die übrigen Standesherren erhalten hatten, obwohl er als souveräner Landesherr Mitglied des Rheinbundes war.

bb) Die Neuorganisation der Kirchenverwaltung erfolgte ebenfalls am 1. Mai 1810²⁾. Das Konsistorium in Schaumburg wurde aufgelöst und seine vormalige Kompetenz auf das Konsistorium in Wiesbaden übertragen. In dem Herzoglich-Nassauischen und Fürstlich Anhalt-Schaumburgischen Amt zu Schaumburg wurde ein Konsistorialkonvent eingerichtet, dessen Zuständigkeit auf Ehepolizei- und Paternitäts-sachen und auf die Erteilung der Proklamationserlaubnisse beschränkt war³⁾.

1) HStA 337/Ia 8

2) HStA 270/23

3) § 2 des Organisationserlasses über die Kirchenverwaltung

cc) Auch die Verwaltungsorganisation erfolgte nach den bereits dargelegten Grundsätzen. Die bis dahin bestehende Regierungs- und Justizkanzlei wurde am 1. Mai 1810 aufgelöst¹⁾. An deren Stelle übernahm das "Herzoglich-Nassauische und Fürstlich Anhalt-Schaumburgische Amt" in Schaumburg die Verwaltung der Justiz in erster Instanz über alle nicht privilegierten Einwohner, desgleichen die gesamte Polizeiverwaltung. Wiederum wurden die standesherrlichen Beamten dem Souverän und dessen nachgeordneten Behörden untergeordnet und weisungsabhängig.

Hinsichtlich der übrigen Änderungen, insbesondere der Forst-²⁾ und Bergwerksorganisation, der Rechtsprechung und des Gerichtswesens kann auf die bereits gemachten Ausführungen verwiesen werden.

dd) Wie in den übrigen Gebieten hatte sich Nassau auch in der Grafschaft Holzappel und in der Herrschaft Schaumburg einen Überblick über das Steuer- und Abgabewesen verschafft³⁾. Danach wurden die zu vindizierenden Hoheitsrechte von denjenigen getrennt, die dem Standesherrn verbleiben sollten.

An geldwerten Abgaben wurden 38, an Naturalabgaben 2 Einzelpositionen zu den Hoheitsrechten gezählt. Dem Fürsten verblieben insgesamt 32 Einzelpositionen⁴⁾. Die obere Verwaltung der Hoheitseinkünfte nahm die Herzogliche Hofkammer wahr⁵⁾.

Die Schuldentragung war im Hinblick auf die Besoldung dahingehend geregelt worden, daß die Beamten, die von dem Fürsten übernommen werden sollten, auch von diesem bezahlt werden sollten. Die Gehälter derjenigen Beamten, die von Nassau übernommen worden waren sollten der fürstlichen Rentkammer für die Zeit vom 1. Februar 1806 bis

1) HStA 291/51

2) HStA 207/128, Organisationserlaß über die Forstverwaltung vom 1.5.1810

3) HStA 207/128, Organisationserlaß über die Revenuenabteilung vom 1.5.1810

4) Anlage 1 und 2 zu dem unter 3) genannten Erlaß

5) HStA 207/128

zum 1. April 1810 anteilmäßig ersetzt werden¹⁾. Die eigentlichen Schulden waren nach dem schon in der wiedischen Organisation verwendeten Verteilungsmaßstab aufgeteilt worden.

Eine Stellungnahme des Fürsten von Anhalt - Bernburg - Schaumburg zur Gesamtorganisation der Grafschaft Holzappel und der Herrschaft Schaumburg ist den Akten nicht zu entnehmen. Es ist jedoch davon auszugehen, daß er als regierender Rheinbundfürst diese Regelung nicht unwidersprochen hingenommen hat.

f) Das Gebiet der Oranischen Grafschaft Diez, den oranischen Anteil an den Ämtern Camberg und Wehrheim, sowie an Mensfelden und Eisenbach, den oranischen Anteil an Grund See1- und Burbach, sowie das Oranische Amt Burbach

Schon bald nach der Besitznahme am 9. September 1806 erfolgte die umfassende verwaltungsorganisatorische Eingliederung dieser Gebiete in das Herzogtum Nassau.

Bei der nach der Besitznahme verordneten Regelung war bestimmt worden²⁾, welche organisatorischen Maßnahmen getroffen werden mußten.

aa) Zwar waren im Hinblick auf die persönlichen Verhältnisse keine Regelungen getroffen worden, doch kann davon ausgegangen werden, daß der Prinz von Oranien hinsichtlich seiner deutschen Besitzungen nur diejenigen Rechte erhielt, wie sie im nachhinein den übrigen Standesherrn gewährt wurden.

1) HStA 207/128, Organisationserlaß über die Schuldentragung vom 1.5.1810

2) HStA 205/478

bb) Im Rahmen der Kirchenorganisation war angeordnet worden, daß alle Berichte aus den neu erworbenen oranischen Gebieten, die zuvor an das Konsistorium in Dillenburg geschickt worden waren, nunmehr an das Konsistorium in Wiesbaden zu schicken seien¹⁾. In dem Amt Diez wurden von den Justizämtern die Rechts-sachen der Geistlichen und Eherechtssachen, von den speziell ein-gesetzten Inspektoren die Religionssachen wahrgenommen, da kein eigener Konsistorialkonvent eingerichtet worden war²⁾. Diese or-ganisatorische Regelung galt ebenfalls für die Ämter Camberg, Mensfelden und Burbach.

cc) Da die oranischen Behörden am 11. November 1806 aufgelöst worden waren, war die Verwaltung so organisiert worden, daß die oben genannten Ämter sowohl in der freiwilligen, als auch in der erkennenden Gerichtsbarkeit ihre Berichte nicht mehr an die Justiz-kanzlei in Dillenburg, sondern an das Hofgericht in Wiesbaden zu senden hatten³⁾. Allerdings war dem Prinzen von Oranien eine Justizkanzlei in jedem Teilgebiet für die mittlere Gerichtsbar-keit gestattet worden, wenn er sich für die Übernahme dieser Un-terhaltungskosten bereit erklärte⁴⁾. Die gesamte Kameralverwaltung ging auf die Administrationskommission⁵⁾ und am 1. September 1809 auf die Regierung in Wiesbaden über. Die Kameralrenten waren der Generalsteuerkasse zugewiesen worden.

In Justiz- und Konsistorialsachen für die Gemeinschaften Seel- und Burbach wurde die Regierung und das Konsistorium in Ehrenbreitstein zuständig.

Die Forstverwaltung war angewiesen, ihre Berichte an die Regierung nach Hachenburg zu senden, der sie auch weisungsmäßig unterstand⁶⁾.

1) HStA 270/4, Resolution vom 11.11.1806

2) Weidenbach NAN, 10,318

3) HStA 206/3

4) HStA 205/478

5) HStA 270/4

6) HStA 173/349

dd) Ein Erlaß über die Revenuenseparation ist den Akten nicht zu entnehmen. Daß allerdings eine Revenuenseparation schon im September 1806 vorgenommen worden war, folgt zum einen aus einer Resolution vom 11. November 1806¹⁾ an die Fürstliche Hofkammer in Dillenburg, in der ausdrücklich die vormaligen oranischen Steuern und Hoheitsrenten an die Generalsteuerkasse überwiesen werden. Zum anderen folgt dies aber auch aus einem Schreiben der Fürstlichen Rentkammer in Dillenburg vom 1. Oktober 1806²⁾.

Auf den Organisationserlaß der Grafschaft Diez und deren Dependenz nahm der Dillenburger Kammerrat von Schenck am 30. September 1806 Stellung³⁾.

Unter dem Gesichtspunkt des Art. 27 der Rheinbundakte brachte er unmißverständlich zum Ausdruck, daß nur diejenigen Hoheitsrechte dem souveränen Hause zugewiesen seien, die unmittelbar dem Begriff der Souveränität anhafteten. Im einzelnen führte er dazu aus, daß dem Souverän bei den Episkopalrechten nur die "jura cura Sacra Majestatica" zustände. Er wandte sich auch dagegen, daß alle vorigen Regierungssachen nunmehr den Souveränitätsbehörden zugewiesen seien. Gänzlich lehnte er die Zuständigkeit einer nassauischen Behörde bei der Trennung der Hoheitsrechte von den standesherrlichen Rechten ab. Seiner Ansicht nach konnte dafür nur der Bundesgerichtshof zuständig sein. Im übrigen lehnte er auch das Prädikat "Fürstlich Oranien - Nassauisches Amt" für die neu unterworfenen Ämter ab. Ebenso wollte von Schenck die Konsistorialgerichtsbarkeit, die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten und die Kanzleiinstanz als ein Recht des Prinzen von Oranien verstanden wissen. In den übrigen Organisationspunkten wurde oranischerseits nichts moniert.

Diese "Protestatio" vermochte jedoch nicht die staatsrechtlichen Verhältnisse des Prinzen von Oranien und dessen mediatisierten Gebiete im Herzogtum Nassau zu ändern.

1) HStA 207/115

2) HStA 173/349

3) ebenda

- g) Das dem Grafen von Waldbott - Bassenheim gehörende standesherrliche Gebiet der Herrschaft Reifenberg und das reichsritterschaftliche Gebiet von Kransberg

Auch in diesen beiden Gebieten erfolgte frühzeitig die verwaltungsorganisatorische Eingliederung. Durch einen Organisationserlaß vom 11./19. Juni 1807¹⁾ wurden dafür die rechtlichen Voraussetzungen geschaffen.

aa) Dem Grafen von Waldbott - Bassenheim gewährte man die gleichen persönlichen Vorzüge und Rechte wie den übrigen nassauischen Standesherrn. Insbesondere waren ihm die Freiheit der Einquartierung und die Freiheit von Hand-, Spann-, Frohn- und Gemeindediensten garantiert worden. Ein Recht auf Kirchengebet und Trauergeläut²⁾ blieb ihm ebenso wie die Niederlassungsfreiheit.

bb) In der Kirchenverwaltung behielt er das Patronatsrecht über die beiden katholischen Pfarreien. Allerdings war dieses Recht durch eine Präsentationspflicht eingeschränkt worden. Diese Regelung galt ebenfalls für die Ernennung der Schullehrer.

cc) Nach der Neuorganisation der Verwaltung standen ihm weiterhin für die eigenen Gefälle und Renten eine Rentei zu, die er mit eigenen Beamten besetzen konnte. Eine Schuldenvollstreckung lag nicht im Kompetenzbereich dieser Rentei. Alle übrigen Beamten waren Staatsdiener, die den landesherrlichen Behörden unterstanden. Der Graf durfte auch nach der landesherrlichen Konfirmierung Feldschützen bestellen und die aus Feldfrevel resultierenden Geldstrafen behalten. In Bezug auf die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit in bürgerlichen und peinlichen Fällen beließ man ihm die sich aus Art. 27 der

1) HStA 207/116

2) HStA 210/3494

Rheinbundakte ergebenden Rechte. Dazu gehörte auch die Ausübung der Forstgerichtsbarkeit.

dd) Insgesamt wurden für die Souveränitätskasse bei der Revenuen-separation 10 verschiedene Einkünfte und Renten vindiziert.

Dem Grafen verblieben dagegen in beiden Herrschaften 18 verschiedene Einnahmequellen. In Ansehung der Schulden übernahm die Hofkammer einen Bestand von 4000 Gulden¹⁾ und die weitere Gehaltszahlung der in nassauische Dienste getretenen Beamten.

Eine Stellungnahme zum Organisationserlaß seitens des Grafen von Waldbott - Bassenheim ist den Akten nicht zu entnehmen.

- h) Zusammenfassung der allgemeinen Grundsätze bei der Organisation der standesherrlichen Gebiete im Verlaufe der Rheinbundzeit durch das Herzogtum Nassau

Trotz geringfügiger Modifikationen war es Nassau gelungen, bis zur Auflösung des Rheinbundes die neu erworbenen Standesgebiete nach einheitlichen Grundsätzen in das Herzogtum zu integrieren.

- aa) Die persönlichen Rechte und Vorzüge

Die Standesherren wurden zu privilegierten Staatsbürgern, denen nur noch diejenigen Rechte verblieben, die keinesfalls mit der allgemeinen Staatsverwaltung kollidieren konnten. Ihnen wurden insbesondere persönliche Ehrenrechte und eine Anzahl standesherrlicher Rechte eingeräumt.

¹⁾ HStA 207/834

bb) Organisation der Kirchenverwaltung

Soweit Konsistorien bestanden, wurden diese aufgelöst und dem Herzoglichen Konsistorium in Wiesbaden oder Weilburg unterstellt. Diese übernahmen die Religions-, Kirchen-, Pfarr- und Schulsachen, sowie die Jurisdiktion über die Geistlichen und in Ehesachen. Den Standesherrn verblieb ein von der landesherrlichen Bestätigung abhängiges Patronatsrecht, das schon "ex speciali titulo" bestanden haben mußte.

cc) Organisation der Verwaltung

Nach der Auflösung der jeweiligen Regierungs- und Justizkanzleien übernahmen die Landesbehörden die Verwaltung. Zur Eigenverwaltung konnten die Standesherrn eine Rentkammer einrichten bzw. beibehalten. Die ehemaligen standesherrlichen Ämter nahmen die gesamte bürgerliche und peinliche Justiz- und Polizeiverwaltung wahr; sowohl das Amt als auch dessen Beamten waren jedoch den Weisungen der Souveränitätsbehörde unterstellt. Den Standesherrn blieb nur ein Präsentationsrecht bei der Bestellung der Beamten.

Die Forstgerichtsbarkeit und -verwaltung kam unter landesherrliche Obergaufsicht.

In der Gerichtsbarkeit trat an die Stelle der Justizkanzleien der Justizsenat in Ehrenbreitstein. Den Standesherrn blieb die niedere Gerichtsbarkeit der Ämter.

Bis auf geringfügige Polizeistrafen ging die Strafjustiz an die Souveränitätsbehörden über. Die Regelung des Gerichtsstandes und die Form der Rechtssprechung erfolgten landeseinheitlich.

dd) Die Revenuenseparation und die Schuldenübernahme

Konsequent wurden die landesherrlichen von den standesherrlichen Einkünften getrennt und die Hoheitseinnahmen der Generalsteuerrasse zugewiesen. Auch der für die Schuldenübernahme gefundene Modus war

so aufgestellt worden, daß der Standesherr in erheblichem Maße an der Schuldenabtragung beteiligt war.

Die den Standesherrn verbliebenen Einkünfte brachte zum großen Teil die landeseinheitliche Steuerreform in Wegfall.

Die Tendenz der herzoglich-nassauischen Gebietsorganisation ist nicht so sehr an dem Buchstaben der Rheinbundakte ausgerichtet, als vielmehr an der staatsorganisatorischen Zweckmäßigkeit unter Berücksichtigung der sich aus der Rheinbundakte ergebenden Rechte der Standesherrn. Aus teleologischen Gesichtspunkten werden die den Standesherrn zugestandenen Rechte zwar eng ausgelegt, doch zeigt die Organisation der standesherrlichen Gebiete, daß Nassau bemüht war, die den Standesherrn zustehenden Rechte soweit als möglich zuzugestehen. Trotz des bestehenden Dualismus' zwischen den standesherrlichen Rechten einerseits, und der Errichtung einer einheitlichen Landesverwaltung andererseits, war in Nassau der vereinheitlichten Staatsorganisation der Vorzug gegeben worden.

Aus diesem Grunde mußte so bald als möglich eine gleichförmige Organisation in den großen standesherrlichen Gebieten durchgeführt werden, wogegen man sich in den reichsritterschaftlichen Gebieten weit mehr Zeit ließ. Dort wurde eine einheitliche Einbeziehung nur unvollkommen erreicht.

2. Die reichsritterschaftlichen Gebiete

- a) Das der Familie von Bettendorf und zuletzt der Gräfin von Coudenhoven gehörende reichsritterschaftliche Gebiet des Amtes Niederhofheim

Diese Grundherrschaft wird hier an den Anfang gestellt, weil die Organisation dieses Gebietes als Grundlage für die übrigen reichsritterschaftlichen Gebiete dienen sollte¹⁾.

- aa) Die Bestimmung der persönlichen und grundherrlichen Verhältnisse

Die am 17. September 1811²⁾ erlassenen Bestimmungen unterscheiden nicht so sehr die verschiedenen Regelungsmaterien, wie es bei den standesherrlichen Organisationserlassen der Fall war. Vielmehr wurden die einzelnen Rechte und Pflichten in einer losen Folge aufgelistet.

Vorangestellt wurden neben der Lehenspflicht der Gräfin ihre Pflichten gegenüber der Landesherrschaft. Dann folgten die ihr zugestandenen Rechte.

Die Gräfin erhielt den privilegierten Gerichtsstand gemäß der landesherrlichen Verordnung vom 11. November 1806 in Personalklagen vor dem Justizsenat in Ehrenbreitstein. Ihre Untertanen hatten auch ihr gegenüber den Untertaneneid abzuleisten. Als persönliches Ehrenrecht stand man ihr ein 8-tägiges Trauergeläut zu. An Rechten verblieb der Gräfin die Ausübung der niederen Jurisdiktion in Zivilklageverfahren durch einen grundherrlichen Justitiarius. Mit dieser Einschränkung sollte die Rechtsprechung in Niederhofheim in demselben Gewaltumfang bestehen, wie bei den übrigen herzoglichen Ämtern. Appellationen hatten von der grundherrlichen Justizstelle unmittelbar an das Hofgericht in Wiesbaden zu gehen, wenn

1) HStA 210/11628

2) HStA 291/51

der Gegenstand mindestens der Appellationssumme gleichkam, die von dem Amt Höchst für Appellationsfälle festgesetzt worden war. Auch die grundherrliche Rechtsprechung unterstand der Aufsicht des Amtes Höchst. Dieses war auch für Vollstreckungsmaßnahmen zuständig.

Bei der Bestellung des grundherrlichen Justitiarius war eine landesherrliche Konfirmation erforderlich.

Die Justizstelle führte als Amtsbezeichnung das Prädikat "Gräflich von Coudenhovesches grundherrliches Gericht".

Die Gräfin erhielt ebenfalls die niedere Ortspolizei durch einen landesherrlich zu bestätigenden Schultheißen zugestanden. Ihr war die Abhaltung von Rügegerichtstagen vorgeschrieben worden.

Im Hinblick auf die Verwaltung der Grundherrschaft blieb es ihr freigestellt eigene Privatdiener einzustellen.

Ebenfalls am 17. September 1811 erfolgte eine Separation der Hoheitseinkünfte von den grundherrlichen Gefällen¹⁾. Wie in den standesherrlichen Gebieten wurden die verschiedenen Einkünfte listenmäßig erfaßt und aufgeteilt. Dabei fielen insgesamt 10 Einzelpositionen unter die Hoheitseinkünfte, während 15 Einzelpositionen als Patrimonialrenten der Gräfin verblieben. Doch durch die Steuerreform der Jahre 1809 und 1812 gingen, wie in den übrigen mediatisierten Gebieten, viele zugestandenen Einkünfte verloren. Die gemäß § 41 des Steuerediktes vom 1./3. September 1812 zugesagte Entschädigung wurde erst am 15. März 1815 in einer Höhe von 372 Gulden jährlich bewilligt.

In einem Brief an Marschall vom 19. September 1811 äußerte die Gräfin von Coudenhoven ihr Einverständnis mit der Organisationsregelung. Die Gründe für die Annahme dieser Regelung mögen wohl in dem vorausgegangenen Versuch der Gräfin begründet sein, sich durch einen Verkauf der Grundherrschaft an Nassau dieser Besitzung zu entledigen.

¹⁾ HStA 210/11628

b) Die dem Fürsten von der Leyen gehörende Grundherrschaft
Nievern

Obwohl die Grundherrschaft Nievern schon 1806 in nassauischen Besitz gelangte¹⁾, kam es auf Grund der Differenzen mit dem Fürsten von der Leyen erst im Jahre 1811 zu einer Regelung. Das von Ibell am 14. Juli 1811 angefertigte Gutachten, dem ausdrücklich das badische Konstitutionsedikt über die grundherrlichen Verhältnisse als Norm zugrunde lag, wurde am 2. September 1811 als Regelung über die grundherrlichen Verhältnisse und Revenuenausscheidung genehmigt²⁾ und am 14. November 1812 als Organisationsedikt erlassen.

aa) Die persönlichen Vorzüge und Ehrenrechte

Dem Fürsten von der Leyen wurde zugestanden, daß er bei einem Aufenthalt im Herzogtum Nassau wie jeder andere sich in Nassau aufhaltende Souverain behandelt werde.

Ein privilegierter Gerichtsstand gemäß der landesherrlichen Verordnung vom 11. November 1806 in Personalklagesachen wurde ihm eingeräumt jedoch nicht in Realklagesachen. Die Steuerfreiheit für den Fall des Aufenthaltes in Nassau wurde zugesichert.

An persönlichen Ehrenrechten waren ihm das Kirchengebet nach dem Landesherrn und dessen Familie und das Trauergeläut von 14 Tagen³⁾ bei seinem Ableben verblieben. Seine Untertanen hatten auch auf ihn den Untertaneneid zu leisten.

bb) In der Kirchenverwaltung verblieb dem Fürsten das Präsentationsrecht bei den Kapitularen. Die Ernennung der Schullehrer und deren Aufsicht lag bei den landesherrlichen Behörden.

1) HStA 210/4375 a

2) HStA 210/4375 c

3) HStA 210/8515

cc) Im Hinblick auf die Verwaltungsorganisation wurde das Weiterbestehen einer Fürstlichen Regierung und Hofkammer nicht mehr anerkannt. Die Verwaltung ging auf die landesherrlichen Behörden über. Für die Ernennung und Bezahlung der Beamten galt der bei den Standesherrn angewandte Modus.

Die öffentliche Sicherheit, die Gemeindeautonomie und das Armenwesen wurden zu Aufgaben der höheren Polizei- und Administrativgewalt.

Da keine grundherrlichen Waldungen vorhanden waren, verzichtete Nassau auf eine gesonderte Regelung der Forst- und Jagdgerichtsbarkeit. In der Gerichtsbarkeit verblieb dem Fürsten die Untergerichtsbarkeit. Dies galt auch für die Patrimonialgerichtsbarkeit, soweit sie nicht mit den verfassungsmäßigen Bestimmungen kollidierte¹⁾. Die Gerichtshalterkompetenz war auf die kontentiöse Jurisdiktion beschränkt, eine Kompetenz in Kriminalsachen war nicht gegeben. Bei peinlichen Vergehen war der Justizsenat zuständig.

Ebenfalls hatte man dem Fürsten die niedere Polizei belassen, jedoch mit der Beschränkung durch ein landesherrliches Eingriffsrecht.

Berufungen waren an das herzogliche Amt in Braubach zu richten, bei allen Rechtsstreitigkeiten, wo das Objekt die Appellationssumme für Urteile vom Amt Braubach an das Hofgericht nicht erreichte, in anderen Fällen direkt an das Hofgericht.

Die Justiz- und Kameralbeamten sollten ein gleiches "forum" wie die nassauischen Staatsdiener in gleicher Kategorie erhalten.

Die Sporteln sollten nicht auf das Gehalt des Gerichtshalters verrechnet werden, jedoch verblieben die Einkünfte aus den Amts- und Polizeistrafen dem Fürsten als Gerichtsherrn.

1) HStA 291/51

dd) Bei der Revenuenseparation wurden in 8 Positionen Einkünfte dem Hoheitsrecht unterstellt, 10 weitere Einzelpositionen sollten dem Fürsten verbleiben und weitere 8 Einzelpositionen noch genauer untersucht werden. Judenschutz- und Schutzgelder wurden "a priori" vindiziert.

Trotz der mehrjährigen Verzögerung der Revenuenausscheidung wurde von dem Fürsten von der Leyen der Ausgleich der ausgeschiedenen Hoheitsrechte von dem Jahre 1806 angefordert.

Mit einem Schreiben, das am 7. April 1813 dem Staatsministerium zuzuging, nahm der Fürstlich Leyen'sche Hofrat Ducca zum Organisationsedikt Stellung¹⁾. Trotz der provisorischen Anerkennung der Souveränität am 20. Februar 1809, sei unter Zugrundelegung des Art. 27 der Rheinbundakte und der badischen Konstitution eine darauf gegründete Regelung nicht erfolgt. Wurden mittlerweile die zwar seit 1806 geltend gemachten Rechte als Rheinbundfürst²⁾ auf die Grundherrschaft Nievern nicht mehr vertreten, so pochte er nunmehr auf die standesherrlichen Rechte, allerdings unter völliger Verkenennung der Sachlage, da Nassau nicht die badische Konstitution über die standesherrlichen Verhältnisse, sondern die über die grundherrlichen Verhältnisse³⁾ zugrunde gelegt hatte⁴⁾⁵⁾.

Hatte man in Niederhofheim und für Nievern einen Organisationserlaß konzipiert, so wurde doch in den übrigen mediatisierten Gebieten keine einheitliche Regelung getroffen. Aus einem Kommissionsbericht vom 18. Dezember 1817 an das Staatsministerium⁶⁾ folgt, daß nur Niederhofheim als einzige Grundherrschaft eine nach den Grundsätzen der Rheinbundakte bestimmte Organisation durch eigenen, vom Herzog vorgeschriebenen Regierungserlaß vom 17. Dezember 1811 erhalten hatte. Daraus folgt aber auch, daß der herzoglicherseits genehmigte Organisationserlaß für Nievern bis zum Ende des Rheinbundes nicht

1) HStA 210/4375 c

2) HStA 210/4375 a und HStA 210/4375 b

3) Beide Konstitutionen waren vom 22.7.1807

4) Brief Marschalls an Hofrat Ducca vom 31.5.1813

5) vgl. Badische Konstitutionsedikte S. 127 ff.

6) HStA 210/4400

mehr zur Durchführung gelangte. Die geplante Übertragung dieses Erlasses auf die anderen Grundherrschaften unterblieb. Aus diesem Grunde finden Bestimmungen über die persönlichen und grundherrlichen Rechte der übrigen mediatisierten Reichsritter in den Akten fast keine Erwähnung.

Schon in dem Besitzergreifungspatent vom 1. September 1806 war bestimmt worden, daß die Untertanen in den reichsritterschaftlichen Gebieten ihre Rechtssachen nicht mehr bei der grundherrlichen Justizstelle, sondern bei den Ämtern als erster Instanz vortragen sollten¹⁾.

Das Gerichtsordnungsedikt vom 11. November 1806 bestimmte, daß in Zivilklagen gegen diejenigen, die früher einen privilegierten Gerichtsstand in erster Instanz hatten, nunmehr ihren Gerichtsstand bei dem Justizsenat in Ehrenbreitstein haben sollten. Berufungsgericht war das Hofgericht in Wiesbaden; letzte Instanz das Oberappellationsgericht in Hadamar. Ein privilegierter Gerichtsstand in Realklagen blieb den ehemaligen Reichsrittern versagt.

Andererseits ordnete eine herzogliche Verordnung vom 6. Januar 1802²⁾ an, daß grundherrlicherseits keine Diener, die der landesherrlichen Bestätigung bedurften, aus eigenem Antrieb heraus entlassen werden durften. Dies bedeutete, daß die grundherrliche Einwirkungsmöglichkeit auf diese Diener in ganz erheblichem Umfang eingeschränkt worden war.

Durch das Fehlen weitergehender, umfassenderer, allgemeinerer Bestimmungen soll nachstehend auf einzelne Regelungen gegenüber den jeweiligen Reichsrittern eingegangen werden.

1) HStA 291/53

2) HStA 210/3489

c) Die dem Freiherrn vom Stein gehörenden reichsritterschaftlichen Orte Frücht und Schweighausen

Seit der Besetzung der Stein'schen Dörfer durch Nassau am 4. Januar 1804 bestand zwischen dem Herzogtum Nassau und dem Freiherrn vom Stein ein besonderes Verhältnis. Zum einen fürchtete Nassau vom Stein als engagierten Vertreter der Mediatisierten und zum anderen als einflußreichen preußischen Politiker. Trotz des gespannten Verhältnisses versuchte Nassau, insbesondere Marschall, immer wieder eine Annäherung an Stein zu erreichen.

Bei der Auseinandersetzung um die reichsritterschaftlichen Besitzungen muß berücksichtigt werden, daß diese Güter auf Grund eines Armeebefehls vom 16. Dezember 1808¹⁾, der Stein als Feind Frankreichs und des Rheinbundes bezeichnete, am 5. Januar 1809 beschlagnahmt und erst am 13. November 1813 wieder freigegeben wurden²⁾.

Am 12. Januar 1814 begannen die Verhandlungen mit der vom Stein'schen Familie und am 9./11. Juni 1814 kam es zu einer Regelung³⁾ über die "Ausmittlung und die Bestimmung der Entschädigung des Freiherrn wegen aufgehobener Leibeigenschaftsgefälle".

Schon bei der Besitznahme am 8. September 1806⁴⁾ wurde dem Stein'schen Justitiarius Wieler die Zivilgerichtsbarkeit ausdrücklich zugestanden. Zudem wurde ihm bedeutet, daß er bei den Ausfertigungen die Unterschrift "Freyherrliches vom Steinisches unterherrliches Amt zu Frücht und Schweighausen" anzuwenden habe.

Aus einer Auflistung der Einnahmen folgte auch, daß Stein die Kriminalgerichtsbarkeit ausübte⁵⁾. Ebenfalls stand ihm die Patrimonialgerichtsbarkeit zu⁶⁾. Diese ging jedoch seit dem Jahr 1809 auf das Amt Nassau über⁷⁾. Späterhin kam der Ort Frücht zu dem Amt Braubach.

1) HStA 210/9064

2) HStA 210/9065 a

3) HStA 210/9069

4) HStA 235/210

5) HStA 210/9064

6) HStA 207/1291

7) HStA 235/210

Auch die übrigen Rechte, wie die Forstgerichtsbarkeit und die Ortspolizeigewalt, waren auf die herzoglichen Ämter übergegangen¹⁾. Sogar die Aufsicht über seine Privatwäldungen hatte Stein am 28. August 1814 an einen herzoglichen Oberförster übertragen²⁾.

Da man in Nassau sehr darum bemüht war dem Freiherrn vom Stein entgegenzukommen, wurde eine liberale und äußerst großzügige Entschädigungsregel gefunden, die dem Freiherrn sogar mehr zugestand, als seine eigene Rentei an Verlusten errechnet hatte. Damit sollten die Verdienste Steins als Staatsmann um Europa und Deutschland anerkannt werden.

Gegen eine derartige Regelung fand auch Stein keinerlei Einwände mehr³⁾.

d) Die dem Grafen von Sickingen gehörenden reichsritterschaftliche Herrschaft Sauerberg

Obwohl schon am 22. September 1806 die Besitznahme des reichsritterschaftlichen Gebietes erfolgt war⁴⁾, wurden keine rechtlichen Grundlagen geschaffen, die die persönlichen und grundherrlichen Rechte des Grafen bestimmt hätten.

Es bleibt zu erwähnen, daß das Verhältnis der Grafen von Sickingen zu dem Herzogtum Nassau durch Vergleichsverhandlungen geprägt war, die einerseits dadurch bedingt waren, daß der Graf von Sickingen seine Besitzungen veräußern wollte und andererseits die Regelung der Schuldentragung aus Forderungen, die dem Kanton der mittelhheinischen Ritterschaft und Otto von Gemmingen zustanden.

Im Hinblick auf die persönlichen Rechte ist auch hier auf den privilegierten Gerichtsstand hinzuweisen. Kirchenorganisatorisch wurde

1) HStA 210/9069

2) HStA 210/12493

3) HStA 210/9069, Schreiben Steins an Marschall vom 22.6.1814

4) HStA 240/931

die Herrschaft Sauerberg dem Konsistorium in Wiesbaden¹⁾, verwaltungsorganisatorisch dem herzoglichen Amt Caub am 31. Juli 1807 unterstellt²⁾. An dieses Amt hatten sich auch die Untertanen auf Grund des Reskriptes vom 1. September 1806 in Klagesachen der ersten Instanz zu wenden³⁾. Ebenfalls in dessen Zuständigkeitsbereich fielen die Rezeptions-, Dispensations- und Gemeindesachen und die erforderlichen Dienstbesetzungen. Die Forstverwaltung und die Forstaufsicht waren der landesherrlichen Oberaufsicht des Forstamtes Geißenheim unterstellt worden⁴⁾. Mit Schreiben vom 25. Oktober 1808 ordnete Nassau an, daß dem Grafen von Sickingen auch keine Patrimonialgerichtsbarkeit mehr zustehe.

Bei der Vornahme der Revenueseperation waren 10 verschiedene Einkünfte zu den Hoheitseinkünften gezählt worden, 7 weitere sollten dem Grafen verbleiben.

Auf Grund der Beschwerde des Sickingen'schen Beamten gegen die Entziehung der Patrimonialgerichtsbarkeit wurde in einem Regierungsgutachten dieser Schritt ebenso wie die Separation der Gefälle als voreilig qualifiziert und vorgeschlagen, den "statum pristinum" wiederherzustellen⁵⁾. Trotzdem verfügte von Marschall am 1. März 1809, daß es bei der einmal getroffenen Regelung blieb. Bei der Separation der Gefälle sollte jedoch die Generalsteuerekasse die vereinnahmten Beträge genau vermerken, um nach einem mit dem Grafen von Sickingen zustande gekommenen Vergleich eventuelle Überschüsse zurückzahlen zu können.

Erst am 15. Dezember 1812 kam es zu einem Vergleich, der die Schuldenübernahme regelte. Eine umfassende Regelung der persönlichen und grundherrlichen Rechte des Grafen erfolgte bis zur Auflösung des Rheinbundes nicht mehr.

1) Weidenbach NAN 10,318

2) HStA 240/931

3) HStA 210/4401

4) HStA 210/4384

5) HStA 210/4401, Gutachten vom 17.1.1809

- e) Der dem Grafen von Schönborn und dem Freiherrn von Frankenstein gehörende reichsritterschaftliche Ort Dornassenheim

Da es an einer einheitlichen Regelung über die Organisation der reichsritterschaftlichen Gebiete fehlte, kam es auch in Dornassenheim zu Meinungsverschiedenheiten zwischen den reichsritterschaftlichen und den landesherrlichen Beamten über den Umfang der grundherrlichen Rechte.

Der Frankenstein'sche Amtsverwalter war am 12. September 1806 angewiesen worden, daß alle grundherrlichen Beamten und Diener ihre Dienstgeschäfte fortführen sollten, einschließlich der Verwaltung der Hoheitseinkünfte¹⁾. Sie sollten jedoch im herzoglich und fürstlich nassauischen Namen ausgeübt werden. Da das Dorf dem Amt Reichelsheim zugeteilt worden war, ergriff dieses am 7. Oktober 1806 Besitz und verwies auf Grund des Reskriptes vom 1. September 1806 die Untertanen an das Amt in Reichelsheim in erster Instanz. Demgegenüber setzten die grundherrlichen Beamten die ihnen zunächst zugebilligten Rechte wieder durch. Freiherr von Frankenstein besaß drei Viertel, Graf von Schönborn ein Viertel des Dorfes. Die eine Hälfte des Dorfes stand Frankenstein zu, die andere war beiden gemeinschaftlich.

Aus einem Bericht des Amtes Reichelsheim vom 17. Oktober 1809²⁾ ergeben sich die den Grundherren von Dornassenheim verbliebenen Rechte.

Im Hinblick auf die persönlichen Vorrechte waren keine Einzelregelungen getroffen worden, so daß nur auf die landesherrliche Verordnung über den Gerichtsstand vom 11. November 1806 verwiesen werden kann.

1) HStA 151/941

2) HStA 210/3490

Verwaltungsorganisatorisch blieb zwar die Amtsverwaltung in Dornassenheim bestehen, doch unterlag sie der Aufsicht des Amtes Reichelsheim als vorgesetzter Behörde.

Der Graf von Schönborn nahm die Rechte der niederen und mittleren Gerichtsbarkeit in Zivil- und Kriminalfällen wahr. Außerdem standen ihm noch die Forstgerichtsbarkeit, das Recht der Polizei und der Jagd und insbesondere die Patronatsrechte und deren Einkünfte zu.

Er konnte auch die "fructus jurisdictionis" als Amtssporteln vereinnahmen.

Allerdings stand ihm als Patrimonialgerichtsherr keine Kompetenz in Ehrverlobungssachen mehr zu¹⁾.

Die Rechte des Freiherrn von Frankenstein waren auf die Jurisdiktion in erster Instanz, auf das Patronatsrecht, die Jagdgerechtigkeit und die Einziehung von verschiedenen Gerechtsamen beschränkt.

Auch eine Separation der Hoheitsrechte von den grundherrlichen Rechten war vorgenommen worden²⁾. Dabei bestand die Besonderheit, daß sowohl die Hoheits- als auch die grundherrlichen Rechte von dem grundherrlichen Beamten in einer Person wahrgenommen und verwaltet wurden.

f) Der dem Grafen von Boos - Waldeck gehörende reichsritterschaftliche Ort Wasenbach

In einem von Ibell am 24. April 1811³⁾ gehaltenen Vortrag kam zum Ausdruck, daß für den Ort Wasenbach die Ministerialakten keinerlei Bestimmungen über die grundherrlichen Gerechtsamen enthielten.

1) HStA 210/4012

2) HStA 151/941

3) HStA 210/8523

Aus einem Schreiben der Administrationskommission vom 28. März 1808 ist allerdings zu entnehmen, daß die gesamte Justizverwaltung des Dorfes Wasenbach von dem Grafen von Boos - Waldeck auf den herzoglichen Justizrat und Amtmann Lautz übertragen worden war. Dem Grafen verblieb das Recht, einen Justitiarius für die Justizstelle vorzuschlagen. Für dessen Ernennung bedurfte es jedoch auch der landesherrlichen Bestätigung.

Aus einem Brief des Grafen an Marschall vom 8. Mai 1808 folgt, daß auch andere Verwaltungsrechte, wie die ehemals zugestandene Gerichtsbarkeit von Nassau entzogen worden war. Im übrigen hatte der Graf auf die Ausübung der Patrimonialgerichtsbarkeit verzichtet¹⁾.

Verwaltungsorganisatorisch wurde das Dorf dem Amt Katzenelnbogen unterstellt²⁾.

Wie in allen mediatisierten Gebieten waren die Hoheitseinkünfte von denjenigen Einkünften getrennt worden, die dem Grafen verbleiben sollten. Vier verschiedene Einkünfte flossen seit dem 1. September 1806 in die landesherrliche Kasse³⁾. Die wenigen dem Grafen verbliebenen Einkünfte fielen größtenteils der Steuerreform der Jahre 1809 und 1812 anheim⁴⁾.

In einem Brief des Grafen von Boos - Waldeck vom 8. Mai 1808 an den Staatsminister von Marschall nahm er zur Organisationsgewalt des Herzogtums Nassau Stellung⁵⁾. Einerseits brachte er darin zum Ausdruck, daß die Rheinbundakte nur die Souveränitätsrechte auf den Herzog übertragen habe, die niedere Gerichtsbarkeit und die daraus fließenden Einkünfte seien aber, wie bei den Standesherrn, auf jeden Fall den mediatisierten Reichsrittern verblieben. In Bezug auf die niedere Gerichtsbarkeit zog er einen Vergleich mit dem Organisationsedikt

1) HStA 210/1516

2) Weidenbach NAN, 10,312

3) HStA 210/1516

4) HStA 210/8523, Schreiben des Grafen vom 10.10.1812

5) HStA 210/8523

vom 22. Juli 1807 des Großherzogtums Baden. Trotz der in diesem Punkt bestehenden Schlechterstellung des Grafen, vermochte er nicht mehr eine definitive Regelung seiner persönlichen und grundherrlichen Verhältnisse bis zum Ende des Rheinbundes herbeizuführen.

- g) Der den Freiherrn von Preuschen von und zu Liebenstein gehörende reichsritterschaftliche Ort Osterspai

Unter der Leitung der Regierung zu Ehrenbreitstein war der Ort Osterspai am 18. September 1807 in Besitz genommen und den Untertanen bedeutet worden, ihr Recht in erster Instanz beim Amt Wellmich in Braubach zu suchen. Den beiden Freiherrn von Preuschen blieben diejenigen Ehrenvorrechte belassen, die auch den anderen Grundherren zustanden.

Verwaltungsorganisatorisch wurde der Ort dem Amt Braubach unterstellt¹⁾. Im Zuge der Eingliederung des Ortes in die nassauische Staatsverwaltungsorganisation entzog man den Freiherrn die Patrimonialgerichtsbarkeit nebst der damit verbundenen niederen Polizei²⁾. Die gesamte Forstverwaltung nahm die Regierung in Ehrenbreitstein wahr, wobei allerdings der grundherrliche Jäger provisorisch sein Amt weiter ausübte.

Für die Gerichtsbarkeit der grundherrlichen Beamten war das Amt Wellmich zuständig.

Nach der Erfassung sämtlicher Einnahmen erfolgte eine Revenueseparation³⁾.

Gegen diese rechtlichen Einzelbestimmungen legten die Freiherrn von Preuschen am 22./24. Oktober 1807 bei der Regierung in Ehrenbreit-

1) Weidenbach NAN, 10,312

2) HStA 206/29

3) ebenda

stein Beschwerde ein. Darin erklärten sie ihr Einverständnis mit der Unterstellung des Dorfes Osterspai unter die Landeshoheit Nassaus. Sie begrenzten jedoch die neuen, aus der Souveränität hergeleiteten Rechte, auf diejenigen Rechte, die unmittelbar mit dem Begriff der Souveränität zusammenhängen.

Ihrer Meinung nach garantierte Art. 27 der Rheinbundakte die Ausübung der Patrimonialgerichtsbarkeit und der Forstaufsicht.

Auf Grund dieser Beschwerde durfte der grundherrliche Justizbeamte unter stillschweigender Duldung der landesherrlichen Behörden weiterhin die grundherrlichen Rechte ausüben¹⁾, während der herzogliche Amtmann nur die unumstrittenen Hoheitsrechte wahrnahm.

h) Hinsichtlich der reichsritterschaftlichen Herrschaft Kransberg, die ebenfalls dem Grafen von Waldbott - Bassenheim gehörte, waren keine Einzelbestimmungen mehr erlassen worden, sondern das Organisationsreskript vom 11./19. Juni 1807²⁾ ordnete die rechtlichen Verhältnisse sowohl für die Standesherrschaft, als auch für die Grundherrschaft Kransberg.

i) Über die ebenfalls unter herzoglich - nassauische Souveränität gekommene reichsritterschaftliche Herrschaft Langenau des Herren von Marioth fanden sich in den Akten keine Regelungen über die persönlichen und grundherrlichen Verhältnisse.

Die Fürstliche Regierung hatte ihm am 25. Oktober 1803³⁾ untersagt, weiterhin die Rittersteuer nach Friedberg zu zahlen. Der Herr von Marioth gehörte zu dem Personenkreis, der gemäß der landesherrlichen Verordnung einen privilegierten Gerichtsstand genoß. Schon seit dem Jahre 1806 war Nassau bemüht die Herrschaft Langenau zu kaufen, um allen Organisationsschwierigkeiten aus dem Weg zu gehen. Herr von

1) HStA 206/38

2) HStA 207/116

3) HStA 235/210

Marioth lehnte aber den Verkauf ab. Vielmehr versuchte er die herzogliche Aufmerksamkeit auf den geringen Umfang der Herrschaft zu lenken und daß dieses ihm gehörende Privateigentum keinen Nutzen für das Herzogtum erbringe. Aus einem Schreiben vom 22. Juli 1808 läßt sich aber entnehmen, daß die Herrschaft Langenau keine verwaltungsorganisatorischen Rechte mehr ausübte¹⁾, sondern vom Amt Nassau administriert wurde.

- j) Zusammenfassung der allgemeinen Grundsätze bei der Organisation der reichsritterschaftlichen Gebiete im Verlaufe der Rheinbundzeit durch das Herzogtum Nassau

Auch wenn Nassau im Laufe der Rheinbundzeit Anstrengungen machte die reichsritterschaftlichen Gebiete nach einheitlichen Rechtsgrundsätzen zu organisieren, so blieb es doch, bis auf die Herrschaft Niederhofheim, bei bruchstückhaften Einzelfallregelungen. Zwar erhielten die Reichsritter durch landesherrliche Verordnung einen privilegierten Gerichtsstand, die Ausübung der Patrimonialgerichtsbarkeit war ihnen konkludent überlassen, doch die übrigen Rechtsbeziehungen unterlagen dem staatspolitischen Pragmatismus.

Nassau unterstellte die reichsritterschaftlichen Gebiete den jeweiligen nächstgelegenen herzoglichen Ämtern, um somit ein Gleichmaß in der Verwaltung zu erreichen. Zur Verwaltung ihrer persönlichen Einkünfte hatte man den Reichsrittern zum Teil eine Rentei belassen. Denjenigen Reichsrittern, die sogar noch die niedere Gerichtsbarkeit ausüben durften, war es erlaubt, eine eigene Justizstelle mit einem landesherrlich zu konfirmierenden Beamten einzurichten. Die Kriminalgerichtsbarkeit war den Reichsrittern insgesamt, die niedere und mittlere Gerichtsbarkeit in bürgerlichen Sachen nur zum Teil entzogen worden oder sie hatten aus Kostengründen darauf verzichtet.

¹⁾ HStA 235/679

Die Oberaufsicht über die Forstgerichtsbarkeit und die Forstverwaltung war größtenteils auf die landesherrlichen Forstämter übergegangen.

Überall dort, wo die Einkünfte aus den reichsritterschaftlichen Gebieten eine Separation in Hoheitseinkünfte und Einkünfte, die dem Grundherrschaftsverbleiben sollten, möglich war, fand eine solche Revenuenabteilung statt.

Als Richtschnur für die Behandlung der reichsritterschaftlichen Besitzungen diente das vierte Badische Konstitutionsedikt vom 22. Juli 1807, das die grundherrlichen Verhältnisse regelte. Daß die nach diesem Konstitutionsedikt ergangenen Organisationserlasse für Niederhofheim und Nievern keine Übertragung auf die übrigen reichsritterschaftlichen Gebiete fand, mochte damit zusammenhängen, daß man in Nassau diesen Besitzungen weniger Bedeutung zumaß als den großen standesherrlichen Gebieten, die über erhebliche Einnahmen verfügten.

V. Vergleich der nassauischen Regelung der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Verhältnisse mit den badischen Verordnungen vom 22. Juli 1807 und den hessischen Deklarationen vom 1. August / 1. Dezember 1807

Während im Herzogtum Nassau die Besitznahme der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Gebiete erfolgte und auf dem Wege von provisorischen Verfügungen die Rechtsstellung der Standesherrn und einem unbedeutenden Teil der Reichsritter festgelegt worden war, veröffentlichte das Großherzogtum Baden zwei landesherrliche Verordnungen, die sowohl die standesherrlichen als auch die reichsritterschaftlichen Verhältnisse regelten. Da Nassau den Mediatisierten zugestanden hatte, ihre Rechtsverhältnisse auf der Basis dieser Verordnungen zu regeln, sind an dieser Stelle die getroffenen Regelungen kurz zu vergleichen.

1. Die Regelung der standesherrlichen Verhältnisse

Am 25. August 1807 wurde die landesherrliche Verordnung über die "Standesherrlichkeits-Verfassung in dem Großherzogthum Baden" veröffentlicht¹⁾.

Sowohl die badische Verordnung, als auch die nassauischen Verfügungen lassen eine begrenzte Systematik erkennen. Vier verschiedene Regelungsgegenstände sollten durch diese Bestimmungen erfaßt werden:

- a. Die persönlichen Ehrenrechte und sonstigen Vorzüge des Standesherrn und seiner Familie.
- b. Die Kirchenverwaltung im weiteren Sinne.
- c. Die Administration der standesherrlichen Gebiete.
- d. Die Separation der landes- von den standesherrlichen Einkünften in Verbindung mit einer Regelung über die bestehenden Schulden.

1) Staats- u. RegBl. 1807 S. 141 - 154

Wenn auch die badische Verordnung keine klare Aufgliederung dieser Regelungsmaterien vorgenommen hatte, so wurde doch deren Umfang insgesamt erfaßt. Dies galt um so mehr in Nassau, wo jede Regelungsmaterie durch einen Einzelerlaß erfaßt werden sollte.

Ein wesentlicher formaler Unterschied bestand darin, daß in Baden ein für das ganze Großherzogtum verbindliches Landesgesetz mit einer definitiven Regelung¹⁾ erlassen und veröffentlicht wurde, während man sich in Nassau mit handschriftlichen, provisorischen Erlassen den einzelnen Standesherrn gegenüber begnügte²⁾.

Die von Nassau getroffene Form der Regelung hatte einen evidenten Vorteil. Landesgesetze unterlagen zu einem gewissen Teil der öffentlichen Kontrolle und die Abänderung förmlicher Landesgesetze bedurfte ebenfalls eines Gesetzes. Demgegenüber konnte man in Nassau sehr viel einfacher die provisorischen Erlasse modifizieren und sich eher auf politische Veränderungen einstellen, zumal ein "statut fondamental" noch eine abschließende Regelung versprach. Dies zeigte sich insbesondere auch da, wo man auf eine Reklamation des Fürsten von Wied - Neuwied geringfügige Modifikationen vornahm. Außerdem eröffnete diese Form der Erlasse eine größere Flexibilität gegenüber den Standesherrn unter dem Gesichtspunkt, daß nassauischerseits jede Möglichkeit wahrgenommen werden konnte, um nach und nach eine einheitliche Verwaltungsorganisation aufzubauen.

Die in beiden Staaten getroffenen Regelungen unterscheiden sich in ihrem Gehalt nur sehr wenig.

Ohne auf alle Einzelbestimmungen des badischen Landesgesetzes einzugehen, zeigt sich doch schon bei den persönlichen Ehrenrechten und Vorzügen eine wörtliche Übereinstimmung. Dabei ist wiederum nicht zu vergessen, daß das Badische Edikt fast eine Kopie der bayerischen Deklaration vom 19. März 1807 war³⁾.

1) Vollgraff S. 317

2) Lissek NAN 80,216

3) Vollgraff S. 317

In beiden Staaten wurden die Standesherrn als Staatsbürger einer privilegierten Klasse angesehen, die einen Unterwerfungsrevers zu unterzeichnen hatten. Abgesehen von graduellen Unterschieden, wie etwa die landesherrliche Erlaubnis bei Aufenthalten in Staaten, die nicht zum Rheinbund gehörten¹⁾, hatte man sich zu einer übereinstimmenden Regelung verstanden. Dies galt auch für das Kirchengeläut, das Trauergeläut und die Gewährung einer Ehrenwache²⁾.

Eine ähnliche Übereinstimmung war im Bereich der Kirchenverwaltung gegeben. Die Bestimmung der Religionsausübung, sowie die Zulassung der Geistlichen war dem Großherzog vorbehalten worden. Nur das Patronatsrecht verblieb den Standesherrn, soweit sie es schon besessen hatten, und sie durften die Kandidaten präsentieren, die zur Einstellung jedoch der landesherrlichen Bestätigung bedurften.

Im Bereich der Verwaltungsorganisation waren abweichende Regelungen getroffen worden. Im Gegensatz zu Nassau, durften die Standesherrn in Angelegenheiten, die zu dem Geschäftsbereich ihrer Behörden gehörte, Gebote und Verbote, sowie Verfügungen erlassen. Ein dahingehendes Recht hatte in Nassau nur der Fürst von Wied - Neuwied auf eine Reklamation erhalten³⁾. Zudem durften in Baden die Standesherrn ihre eigenen Ämter für die niedere Justiz- und Polizeiverwaltung, als auch die Justizkanzlei behalten. Die Zuständigkeit der standesherrlichen Justizkanzlei erstreckte sich nicht nur auf die Gerichtsbarkeit in zweiter Instanz über die Amtssässigen und in erster Instanz über die Kanzleisässigen, sondern auch über die gesamte Polizeiverwaltung, soweit sie nicht den landesherrlichen Behörden vorbehalten war⁴⁾.

Wie in Nassau erfolgte die Anstellung und Verpflichtung der Beamten erst nach der landesherrlichen Konfirmation. Allerdings mußte der Standesherr die Besoldung übernehmen. Bei der Revenuen- und Schulteilung hatte Baden eine enumerative, abschließende Auflistung der zu vindizierenden Einnahmen erstellt⁵⁾. Demgegenüber war es in

1) § 7 des Ediktes vom 22.7.1807

2) Berghaus (50) 2. Abth. Bd. 3 S. 328

3) vgl. S. 105

4) Berghaus (50) 2. Abth. Bd. 3 S. 337

5) § 45 des Ediktes vom 22.7.1807

Nassau den Kommissaren überlassen worden, die Abgrenzung der landes- von den standesherrlichen Abgaben vorzunehmen. Diese legten zwar das Badische Edikt zu Grunde, doch wurde den nassauischen Standesherrn gegenüber zum Teil eine mildere, zum Teil eine einschränkendere Regelung gefunden. Nicht nur die direkten, sondern auch die indirekten Steuern wurden vindiziert. Darüber hinaus wurden aber auch noch Einkünfte, wie das Bergwerksregal und die Nutzungen aus Jagd und Fischerei für die Landesherrn eingezogen. Andererseits waren kleinere Einzelabgaben in Nassau vindiziert worden, die den Standesherrn in Baden verblieben waren, insbesondere die Judenschutzgelder, zum Teil die Gerichtssporteln und die Konfirmationsgelder, soweit ihnen die Gerichtsbarkeit verblieben war.

Insgesamt ergibt sich aus diesem Vergleich, daß in Nassau das Vorgehen gegen die Standesherrn überwiegend an dem badischen Edikt orientiert war. Doch zeigt gerade die Abweichung im verwaltungsorganisatorischen und fiskalischen Bereich wo in Nassau die Prioritäten lagen. Nassau war dort bereit Rechte zuzugestehen, wo eine Kollision mit der Staatsorganisation nicht zu vermuten war. Wo diese Gefahr bestand, wurde die badische Regelung restriktiv ausgelegt, zur besseren Konsolidierung der Verwaltungsorganisation.

2. Die Regelung der reichsritterschaftlichen Verhältnisse

Am 8. September 1807 wurde eine landesherrliche Verordnung über die "Grundherrlichkeits=Verfassung in dem Grosherzogthum Baden" als "Viertes Constitutions-Edikt" veröffentlicht¹⁾.

Wiederum lag ein formaler Unterschied in der Art und Weise der Regelung. Während in Baden eine landesherrliche Verordnung Grundlage der Regelung war, erfolgten in Nassau nur zwei provisorische Regelungen gegenüber den Grundherren. Davon wurde der die Grundherrschaft Nievern betreffende Organisationserlaß bis zur Auflösung des Rheinbundes nicht mehr vollzogen²⁾.

¹⁾ vgl. S. 115/116

²⁾ Staats- und RegBl. 1807 S. 141-154

Für die übrigen Grundherrschaften galten das Edikt über den Gerichtsstand und die förmlichen Steuergesetze, aber auch Verwaltungsanweisungen, die in einzelnen Fällen eine begrenzte Regelung trafen. Diese Verwaltungsanweisungen konnten wiederum darin bestehen, daß man von Seiten der Landesadministration bestimmte, daß die bisherigen Rechte provisorisch in dem derzeitigen Zustand bestehen bleiben sollten, bis eine einheitliche Regelung getroffen werden konnte.

Aus diesem Grund ist ein Vergleich mit der badischen Verordnung nur unvollkommen möglich.

Auch die badische Regelung war auf bestimmte Regelungsmaterien begrenzt worden.

Ebenso wie die Standesherren wurden die Grundherren Staatsbürger des Großherzogtums, die in Personal- und Realsachen einen privilegierten Gerichtsstand genossen. Ein privilegierender Gerichtsstand in Realklagesachen war den nassauischen Reichsrittern nicht zugestanden worden. Wie in Nassau waren den badischen Grundherren die freie Wahl des Aufenthaltsortes und die Familienautonomie zugesichert worden.

Aber nicht nur in der Regelung der persönlichen Rechte bestand zwischen Nassau und Baden eine Konformität, sondern auch in denjenigen Rechten, die aus der Grundherrschaft selbst flossen. In einem gewissen Umfang war auch den Reichsrittern in Baden die bürgerliche Strafrechtspflege und die Zivilgerichtsbarkeit über die Untertanen der Grundherrschaft belassen worden. Zudem war ihnen zu diesem Zweck erlaubt worden, einen eigenen Gerichtshalter zu bestellen, der jedoch auf die landesherrlichen Gesetze verpflichtet werden mußte.

Auch die gerichtliche und obrigkeitliche Rechtspolizei und im gewissen Umfang die Ortspolizeigewalt waren in Baden den Reichsrittern belassen worden.

Weiterhin verblieben ihnen das Patronatsrecht, soweit sie es als Grundherren überhaupt besessen hatten, das Zehntrecht, der Zoll,

das Abzugsrecht, ebenso wie das Jagdrecht, das Fischereirecht und die Polizeigefälle¹⁾.

Außerdem war bestimmt worden, daß sie ihre Ämter unter dem Prädikat "Grundherrliches von N.N'sches Amt" zu führen hatten.

Die für die Grundherrschaften Niederhofheim und Nievern konzipierten Organisationserlasse entsprachen weitgehend der badischen Verordnung. Doch bei den übrigen Grundherrschaften versuchte Nassau, abweichend von den badischen Regelungen, die Rechtsstellung der Reichsritter stärker zu beschränken. Im verwaltungsorganisatorischen Bereich wurden die Grundherrschaften den landesherrlichen Ämtern unterstellt. Diese übten zum Teil auch viele derjenigen Rechte aus, die die badische Regelung den Grundherren zugestanden hatte. Da es an einer einheitlichen Regelung in Nassau fehlte, kam es auch zu einem unterschiedlichen Verhalten gegenüber den Reichsrittern. Bei der Scheidung der gutsherrlichen Gefälle von den Hoheitseinkünften wurde die badische Verordnung nicht mehr zum Muster genommen. Vielmehr rechnete Nassau über den Rahmen der Badischen Verordnung hinausgehend, die regalia minora den Hoheitseinkünften zu. Wie bei den Standesherrn erstellte Baden eine Auflistung derjenigen Gerechtsamen, die den Reichsrittern verbleiben sollten. In Nassau dagegen wurde diese Trennung der Revenuen von den verantwortlichen Kommissaren nach Gutdünken durchgeführt. Da es keine klaren Abgrenzungskriterien gab und die Auslegung oft zu Gunsten der Landessteuerkasse erfolgte, erweiterte sich zwangsläufig die Anzahl der zu vindizierenden Einkünfte.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß sich Nassau bei der Scheidung der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Rechte von den Hoheitsrechten im wesentlichen an das badische Konstitutionsedikt gehalten hat. Dabei muß auch berücksichtigt werden, daß die badische Verordnung sehr wohlwollend die Rechte der Mediatisierten normierte²⁾ und daß erst in den folgenden Jahren, insbesondere zu Lasten der Reichsritterschaft immer mehr Rechte durch Abänderungen dieser

1) Berghaus (50) 2. Abth. Bd. 3 S. 329
2) Vollgraff S. 317

Edikte eingeschränkt wurden. Die zunächst grundsätzliche Anerkennung der Badischen Verordnung durch Nassau wurde durch das Verhalten Nassaus gegenüber den Mediatisierten immer mehr relativiert. Auf dem Wege von Verhandlungen und finanziellen Belastungen versuchte Nassau die Grundsätze der Badischen Regelungen auszuhehlen. Der Erfolg dieser Bemühungen war, daß die Mediatisierten bis zur Auflösung des Rheinbundes auf schon bestätigte oder auch nur geduldete Rechte immer mehr zu Gunsten der Landesadministration verzichteten.

3. Die Regelungen in Hessen-Darmstadt

Wie im Großherzogtum Baden regelte Hessen-Darmstadt die staatsrechtlichen Verhältnisse der Standesherrn in einem verbindlichen Landesgesetz¹⁾. Diese Deklaration erfaßte alle wesentlichen Regelungsgegenstände. Die Standesherrn verloren alle Privilegien und Exemtionen, die ihren Ursprung im Verhältnis zum deutschen Reich hatten. Sie wurden Staatsbürger mit den sich aus der Rheinbundakte ergebenden Rechten. Ohne im einzelnen auf die umfangreichen Bestimmungen einzugehen, kann generell festgestellt werden, daß die hessischen Bestimmungen mit den badischen und nassauischen Regelungen grundsätzlich inhaltlich kongruieren.

Dies gilt insbesondere für die persönlichen Ehrenrechte und Vorzüge. Im Bereich der Verwaltung bestanden vergleichbare Regelungen. Anders als in Nassau war für die Revenuen- und Schuldenteilung eine definitive Regelung gefunden worden. Wie in Baden erfolgte eine enumerative Auflistung derjenigen Einkünfte, die zukünftig dem Landesherrn zufallen sollten. Die Schuldenteilung war dem in Baden und Nassau gefundenen Modus adäquat.

Trotz bestehender gradueller Unterschiede entsprach die hessische Regelung der standesherrlichen Verhältnisse der badischen und nassauischen Regelung. Die hessische Regierung war unverkennbar bestrebt, den Standesherrn die neue Lage so erträglich zu machen,

¹⁾ Archiv Gesetze I, 95 ff (Nr. 31)

wie es sich mit ihren Ansichten von den Souveränitätsrechten in Einklang bringen ließ¹⁾.

Durch die Deklaration über die staatsrechtlichen Verhältnisse der ehemaligen unmittelbaren Reichsritterschaft regelte die hessische Regierung landesweit die Verhältnisse der Reichsritter²⁾. Die Regelungsmaterien der Deklaration entsprachen im wesentlichen der Deklaration über die standesherrlichen Verhältnisse.

Die Reichsritter wurden zu Staatsbürgern, denen ein privilegierter Gerichtsstand zustand. Ihnen verblieb ebenfalls die freie Wahl des Aufenthaltsortes und die Familienautonomie.

Den Patrimonial-Gerichtsherren blieb das Patronatsrecht und in der Folge auch das Präsentationsrecht in Pfarr- und Schuldiensten. Die Ausübung dieser Rechte war an die gesetzlichen Normen gebunden. Dort, wo die adeligen Gerichtsherren bisher die Patrimonialgerichtsbarkeit ausübten, verblieb ihnen die bürgerliche Gerichtsbarkeit. Dies galt auch für die geistliche und strafrechtliche Gerichtsbarkeit, jedoch unter den Beschränkungen des Organisationsediktes vom 12. Oktober 1803.

Im verwaltungsorganisatorischen Bereich wurden die reichsritterschaftlichen Ämter der Aufsicht der großherzoglichen Ämter unterstellt. Die Revenuen- und Schuldenteilung erfolgte wie in Baden durch eine abschließende Regelung und war nicht wie in Nassau auf den Einzelfall abgestimmt.

Im Gegensatz zu Nassau hatte sich die hessische Regierung dahin verstanden, eine für alle ehemaligen unmittelbaren Reichsritter einheitliche Bestimmung zu treffen, wobei, wie bei den Standesherrn, eine erträgliche Regelung angestrebt wurde.

1) Spangenberg S. 59

2) Archiv Gesetze I. 161 ff (Nr. 42)

VI. Von der Auflösung des Rheinbundes und die Gründung des Deutschen Bundes bis zu den Verhandlungen auf dem Wiener Kongress

1. Die politischen und territorialen Veränderungen

Napoléon I. stand in den Jahren 1810 - 1812 auf dem Höhepunkt seiner Macht. Die Habsburger Monarchie war durch seinen Sieg bei Wagram (5./6. Juli 1809) hart angeschlagen. Die übrigen europäischen Staaten befanden sich mehr oder weniger in einer Abhängigkeit von Napoléon. Doch der Freiheitsdrang der unterdrückten Völker manifestierte sich schon seit 1809 in Spanien in einem heftigen Guerillakrieg, einem Volksaufstand in Tirol und dem Entstehen des ersten Freikorps in Norddeutschland.

Die Jahre des glänzenden Erfolges gingen für Napoléon schnell zu Ende. Zar Alexander brach zu Beginn des Jahres 1812 den Vertrag von Tilsit (26. April 1807), weil die russische Wirtschaft auf den Handel mit England angewiesen war. Napoléon reagierte mit dem Rußlandfeldzug von 1812, der in einem Debakel endete.

Diese Niederlage wurde zum Signal der Erhebung der europäischen Völker gegen die napoleonische Fremdherrschaft: Am 28. Februar 1813 wurde der russisch-preussische Bündnisvertrag von Kalisch gegen Napoléon geschlossen²⁾. Durch Vertrag vom 9. September 1813 schloß sich Österreich dieser Allianz an, ebenso Bayern, das mit dem Vertrag von Ried (8. Oktober 1813)³⁾ aus dem Rheinbund ausschied.

Der Sieg der Allianz in der Völkerschlacht bei Leipzig (16. - 18. Oktober 1813) bereitete der Herrschaft Napoléons in Europa ein Ende.

Unter dem Einfluß des österreichischen Staatskanzlers Metternich, der bei der künftigen deutschen Föderation die Souveränität der

¹⁾ Durch Dekret vom 21. November 1806 hatte Napoleon die wirtschaftliche Abschließung des europäischen Festlandes gegen England eingeleitet (Kontinentalsperre)

²⁾ Huber Bd. 1 S. 478

³⁾ HStA 210/8315, Abschrift des Vertrages von Ried

deutschen Einzelstaaten gewährleistet wissen wollte, kam in dem Ersten Pariser Frieden (30. Mai 1814) folgende Regelung zustande:

"Les Etats de l'Allemagne seront indépendans et unis par un lien fédératif".

Damit wurden die im Folgenden abgehaltenen Verfassungsverhandlungen präjudiziert. Auch der Zweite Pariser Friede (20. November 1815) änderte nichts mehr an dieser Vorstellung.

Im Rahmen des Wiener Kongresses (1. November 1814 - 9. Juni 1815) verhandelten dann die deutschen Regierungen über die Wiederherstellung der deutschen Einheit.

Die "Renovatio Imperii" bzw. die Weiterführung des rein formaljuristisch noch nicht untergegangenen Deutschen Reiches fand keine Zustimmung⁴⁾.

Man einigte sich endlich in der Bundesakte vom 8. Juni 1815¹⁾ auf ein staatenbündisches Prinzip²⁾. Die Deutsche Bundesakte, als Rahmenvertrag, wurde durch die Wiener Schlußakte³⁾ näher ausgefüllt und am 8. Juli 1820 als Bundesgrundgesetz angenommen.

Art. 14 der Deutschen Bundesakte regelte die künftigen Rechtsverhältnisse der Standesherren und Reichsritter. Dieser bestimmte:

"Um den im Jahre 1806 und seitdem mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen und Reichs-Angehörigen in Gemäßheit der gegenwärtigen Verhältnisse in allen Bundesstaaten einen gleichförmig bleibenden Rechts-Zustand zu verschaffen⁵⁾, so vereinigen die Bundesstaaten sich dahin:

- a) ...
- b) ... bilden die privilegierte Klasse.
- c) ... es sollen ihnen überhaupt in Rücksicht ihrer Person, Familien und Besitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugesichert werden oder bleiben, welche aus ihrem Eigentum

1) Huber, Dokumente, Nr. 29

2) Zoepfl, I. Teil, S. 280

3) Huber, Dokumente, Nr. 30

4) Klüber, S. 38

5) Dies ist nicht als eine Etablierung eines neuen Standes, sondern als rechtliche Sanktionierung eines bestehenden Zustandes zu verstehen.

und dessen ungestörten Genuße herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höheren Regierungsrechten gehören.

1. ... Freyheit, ihren Aufenthalt zu nehmen,
2. werden noch bestehende Familienverträge aufrecht erhalten,
3. privilegierter Gerichtsstand und Befreyung von aller Militärpflichtigkeit,
4. die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtigkeitspflege in erster, und wo die Besitzung groß genug ist in zweyter Instanz, der Forstgerichtsbarkeit, Orts-Polizey und Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen, auch über milde Stiftungen, jedoch nach Vorschrift der Landesgesetze

Dem ehemaligen Reichsadel werden die Sub N. 1 und 2 angeführten Rechte, Antheil der Begüterten an Landstandschaft, Patrimonial und Forst-Gerichtsbarkeit, Orts-Polizey, Kirchen Patronat und der privilegierte Gerichtsstand zugesichert".

Durch Art. 14 der Deutschen Bundesakte war es nicht erforderlich geworden, im Herzogtum Nassau die bereits bestehenden Regelungen mit den Standesherrn und Reichsrittern auf eine neue Rechtsgrundlage zu stellen¹⁾. Denn gerade Art. 14 der Bundesakte ließ die durch die Rheinbundakte geschaffenen Regelungen unberührt²⁾. Das staatsrechtliche Verhältnis der Standesherrn und Reichsritter zu ihren Souveränen blieb das gleiche, wie zur Zeit der Rheinbundakte. Allerdings bleibt zu beachten, daß ein wesentlicher Unterschied nunmehr darin bestand, daß die ihnen gewährten Rechte von allen Staaten des Bundes garantiert wurden³⁾ und sie damit die Möglichkeit hatten, sich bei Nichtbeachtung der Vorschriften der Bundesakte an die Bundesversammlung zu wenden.

Im Hinblick auf die Reichsritterschaft ist bemerkenswert, daß dieser, bis auf wenige Ausnahmen bei den persönlichen Ehrenrechten, nunmehr die gleichen Rechte wie den Standesherrn zugebilligt worden waren⁴⁾.

1) vgl. die Darstellung von S. 149 bis S. 166

2) Vollgraff S. 530

3) Heffter S. 59

4) Vollgraff S. 568/569

Auch die Schlußakte der Wiener Ministerialkonferenzen vom 15. Mai 1820 veränderte den Inhalt des Art. 14 der Bundesakte nicht mehr. Nur in Art. 63 der Wiener Schlußakte wurde nochmals der Bundesversammlung als besondere Verpflichtung aufgetragen, daß die Bundesmitglieder die den Standesherrn und Reichsrittern gewährten Rechte in Art. 14 der Bundesakte zu garantieren hätten.

Doch auch die in Art. 14 der Bundesakte normierten Rechte der Mediatisierten konnten nicht verhindern, daß die zwar von Nassau formal eingeräumten Rechte durch finanzielle Belastungen immer mehr und mehr abgebaut wurden und die Mediatisierten in naher Zukunft "freiwillig" auf die ihnen zugesicherten Rechte verzichteten.

2. Das Herzogtum Nassau in der Zeit der Befreiungskriege bis zu dem Wiener Kongress

Nachdem das Königreich Bayern aus dem Rheinbund ausgetreten war und sich der Allianz angeschlossen hatte, nahm man nassauischerseits ebenfalls Verhandlungen mit den Alliierten auf, um der Allianz beizutreten. Nassau fürchtete durch eine mögliche Intervention des politisch einflußreichen Freiherrn vom Stein in seinem Bestand gefährdet zu werden. Doch hatte sich innerhalb der Verbündeten die österreichisch-bayerische Auffassung durchgesetzt, daß die bisherigen Anhänger Napoléons grundsätzlich in das Bündnis aufgenommen werden sollten¹⁾. Nach dem Abschluß der Verhandlungen mit den Verbündeten sagte sich Nassau am 16. November 1813 öffentlich von den im Rheinbundvertrag festgesetzten Verhältnissen los²⁾ und erklärte seinen Beitritt zu "der bestehenden Allianz der hohen gegen Frankreich verbündeten Mächte".

Am 23. November 1813³⁾ wurde der Vertrag mit Österreich, Rußland und Preußen unterzeichnet, in dessen § 4 die Alliierten dem Herzogtum Nassau die Souveränität und den Besitzstand garantierten.

1) Sarholz S. 72

2) HStA 210/8311

3) ebenda

In einem Zusatzabkommen¹⁾ verpflichtete sich Nassau, einige oranische Gebiete abzutreten und mit dem Oranischen Haus einen Familienpakt zu schließen, der auch am 26. November 1813 zustande kam²⁾.

Nach dem Zweiten Pariser Frieden hatte das Herzogtum Nassau einen Länderbesitz erreicht, der bis zum Jahr 1866 unverändert blieb.

Durch den am 14. Juli 1814 im Haag ratifizierten Familienpakt mit dem Hause Oranien traten folgende Veränderungen ein³⁾:

Das Amt Diez, die Orte Dauborn, Eufingen und Balduinstein wurden an Oranien abgetreten.

Oranien erhielt Teile des Amtes Camberg, den Ort Mensfelden und das alte Amt Kirberg.

Am 31. Mai 1815 schloß Oranien in Wien einen Vertrag mit Preußen, worin alle seine deutschen Besitzungen an Preußen abgetreten wurden. Durch Vertrag von demselben Tag wurden davon an Nassau abgetreten:

Die Fürstentümer Diez, Hadamar und Dillenburg mit Beilstein, ausgenommen die Ämter Burbach und Neunkirchen, die Herrschaften Westerbürg und Schadeck, die dem Grafen von Leiningen - Westerbürg als Mediatgebiet gehörten, den bis dahin Bergisch gewesen Teil der Grafschaft Wied - Runkel, rechts der Lahn, die in dem Vertrag vom 14. Juli 1814 von Nassau an Oranien wieder abgetretenen Besitzungen und einen an Dillenburg grenzenden Distrikt aus Teilen des Fürstentums Siegen und der Ämter Burbach und Neunkirchen.

Nachdem Preußen von Hessen-Kassel die Abtretung der Niedergrafschaft Katzeneinbogen und die Abtretung des Amtes Atzbach erreicht hatte, wurden diese Gebiete an Nassau übergeben und am 17. November 1816⁴⁾ in Besitz genommen.

1) HStA 210/8311, Das Zusatzabkommen wurde am gleichen Tag unterzeichnet.

2) HStA 293/9

3) Weidenbach NAN 10,320 - 322

4) HStA 210/1508

Dagegen trat Nassau an Preußen ab:

Die Ämter Linz, Schönstein, Altenwied, Neuerburg, Schöneberg, Altenkirchen, Freusberg, Friedewald, Dierdorf, Hammerstein und Engers, Neuwied, Heddesdorf, Braunfels, Greifenstein und Hohen-solms, sowie Teile der Ämter Herschbach Vallendar und Ehrenbreitstein.

Die Gebietsabtretungen führten zur endgültigen territorialen Konsolidation des Herzogtums. Sie veränderten aber auch die Zusammensetzung der durch die landständische Verfassung etablierten Herrenbank¹⁾.

3. Die Konstituierung der landständischen Verfassung unter Berücksichtigung der Standesherren und Reichsritter

Während die große Allianz Napoléon niedergerungen hatte und den territorialen Wiederaufbau Europas in Angriff nahm, traf man in Nassau die Vorbereitungen zur Konstituierung einer landständischen Verfassung²⁾.

Auf eine Denkschrift Marschalls über die Organisation einer landständischen Verfassung³⁾, deren Konzept vom Stein gutgeheißen hatte⁴⁾, fertigte Ibell einen ersten Verfassungsentwurf an, den Marschall am 23. August 1814 vom Stein vorlegte. Da dieser keine grundsätzlichen Einwände äußerte⁵⁾ wurde die auf den 1./2. September 1814 datierte Verfassungsurkunde verkündet⁶⁾.

Wohl nach englischem Vorbild⁷⁾ war für den nassauischen Landtag ein Zweikammersystem angeordnet worden: die Herrenbank und die Landesdeputiertenkammer.

1) vgl. S. 141

2) Sarholz S. 81

3) Sauer S. 84 - 85

4) HStA 210/3532

5) Sarholz S. 81

6) Sie war die erste Verfassung auf deutschem Boden nach dem Sturz Napoléons.

7) Marner S. 84

Ingelmann S. 55

Die für diese Untersuchung wesentliche Herrenbank setzte sich aus geborenen und kreierte Landständen zusammen¹⁾. Geborene Landstände und Mitglieder der Herrenbank waren alle Prinzen des herzoglichen Hauses, die das 21. Lebensjahr vollendet hatten und die Häupter der fürstlichen Häuser von Anhalt-Bernburg-Schaumburg, von Solms-Braunfels, von Wied-Runkel, von Wied-Neuwied und von Solms-Lich; weiterhin die gräflichen Familien von Waldbott-Bassenheim, von Walderdorff, der Fürst von der Leyen, der Fürst von Hatzfeld und der Freiherr vom Stein²⁾.

Außer diesen Mitgliedern konnte der Herzog weitere Mitglieder der Herrenbank auf Lebenszeit ernennen oder ihnen diese Würde erblich verleihen, um sich so ein mögliches Übergewicht in dieser Kammer zu verschaffen.

Dem niederen Adel einige Kuriatstimmen in der Herrenbank zu geben, wie es Stein vorgeschlagen hatte³⁾, lehnte Marschall mit der Begründung ab, daß diese ausreichend in der Deputiertenkammer vertreten seien. Er fürchtete wohl eine starke Opposition von der Herrenbank.

Erst die territorialen Veränderungen der Jahre 1814/1815 brachten eine Neuzusammensetzung der Herrenbank. Durch das Edikt vom 4./5. November 1815⁴⁾ wurde die Zahl der geborenen Landstände neu festgesetzt. Die nunmehrigen Mitglieder waren, außer den nassauischen Prinzen, die Erzherzogin Hermine von Österreich, der Fürst von der Leyen, die Grafen von Waldbott-Bassenheim und von Walderdorff und der Freiherr vom Stein⁵⁾.

Auch der gräflichen Familie von Leiningen-Westerburg wurde die erbliche Landstandschaft zur Herrenbank bewilligt. Zudem wurde den ge-

1) § 1 der Verfassung

2) Marner S. 109

3) HStA 120/3532, Denkschrift Stein vom 24.8.1814

4) VOB1 1815 S. 137 - 138

5) Domarus NAN 52,36

samen adeligen Gutseigentümern im Herzogtum sechs Virilstimmen zugestanden.

Ohne hier auf die Befugnisse der Herrenbank einzugehen, kann jedoch festgestellt werden, daß der Gedanke Marschalls aus dem Jahr 1806¹⁾, die Mediatisierten von jeder direkten Mitwirkung an der Landesadministration auszuschließen, fallen gelassen worden war²⁾. Durch die Aufnahme in die Herrenbank wird erneut die privilegierte Stellung der Mediatisierten deutlich.

Dabei bleibt zu berücksichtigen, daß der Kompetenzbereich der Herrenbank und der Landesdeputiertenkammer den gleichen Umfang hatte. Nur in der Steuergesetzgebung konnte die Landesdeputiertenkammer, bedingt durch die größere Anzahl der Mitglieder die Herrenbank majorisieren. Trotz dieser Regelung war die Herrenbank und mit ihr die vormaligen Reichsunmittelbaren kein reines Zustimmungsorgan über dessen Willen sich die Landesdeputiertenkammer hinwegsetzen konnte, sondern sie war ein aktiver Teil der Landesgesetzgebung geworden.

Da aber die Mitglieder der erblichen Herrenbank bis auf die nassauischen Prinzen allesamt ehemalige Reichsritter waren, ist es verständlich, wenn die nassauischen Regenten es mit der Einführung der Verfassung nicht sehr eilig hatten. Sie mußten damit rechnen, daß von dieser Seite aus Angriffe geführt werden würden. Erst nach dem Tod des Herzogs August (24. März 1816) und des Fürsten Friedrich Wilhelm (9. Januar 1816) wurde die Verfassung in Kraft gesetzt.

Die Bemühungen der Standesherrn und Reichsritter waren vergeblich auf die Restauration ihrer Verhältnisse gerichtet gewesen. Nassau war es gelungen, den Freiherrn vom Stein für die Einführung der Verfassung zu gewinnen³⁾, so daß ein angesehener Verfechter der Mediatisierten ihnen nicht mehr behilflich sein konnte.

Trotz der verfassungsmäßigen Integration der Mediatisierten im Herzogtum Nassau waren deren Ziele weiterhin auf die Herstellung der ehemaligen Verhältnisse gerichtet. Wenn auch nicht überall versucht wurde die eigene Souveränität wiederherzustellen, so bemühten sie sich doch

1) vgl. S. 66

2) Dies ist wohl auf die dringenden Wünsche Steins zurückzuführen.

3) Ingelmann S. 53 - 54

auf dem Wiener Kongress die bisher gewährten Rechte weiter auszuweiten.

4. Die Bemühungen der Mediatisierten auf dem Wiener Kongress

a. Die Standesherrn

Mit der Auflösung des Rheinbundes versuchten die deutschen Standesherrn ihre verlorene Selbständigkeit wieder zu gewinnen. Trotz der Zusicherung der verbündeten Mächte, die Souveränität der ehemaligen Rheinbundstaaten zu gewährleisten, glaubten die Standesherrn in persönlichen und diplomatischen Schritten die Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit zu erreichen.

Die mediatisierten Häuser Löwenstein, Leiningen, Erbach, Wertheim und Kreuzwertheim, Solms, Isenburg, Salm-Krautheim, Wied und Stollberg waren übereingekommen, den Wiedischen Geheimen Rat von Gärtner zu bevollmächtigen, ihre Interessen auf dem Wiener Kongress zu vertreten¹⁾. Dessen Hauptziel sollte es sein, eine möglichst umfassende Wiederherstellung der früheren Verhältnisse und eine konstitutionelle Gleichsetzung mit den Souveränen zu erreichen²⁾.

Allerdings mußte von Gärtner sehr bald erkennen, daß seine Bemühungen wenig erfolgreich sein würden. Stein, ein Verfechter der Vorstellungen der Mediatisierten, hatte sich Humboldts Plänen einer Direktorialverfassung³⁾ angeschlossen. Aber auch Hardenberg, Stadion und der hannoverische Gesandte Münster vermochten nicht Gärtner rückhaltlos zu unterstützen⁴⁾.

Am 16. Mai 1814 legte Gärtner eine Note vor, in der die Forderungen der Standesherrn zusammengefaßt waren.

1) Gollwitzer S. 23/24

2) Hoff S. 18/19

3) Huber Bd. I S. 555

4) Hoff S. 20

Unter anderem forderte er:

Das Recht der Autonomie, die Beibehaltung des Prädikats "regieren-der Herr", das Kirchengebet und das Trauergeläut, die gänzliche Steuerfreiheit, die Austrägalinstanz und der höchste Gerichtsstand vor dem obersten deutschen Tribunal. Weitere Forderungen waren die nach einer eigenen Regierung, die Gerichtsbarkeit in erster und zweiter Instanz, die innere Landespolizei, die Forstgerichtsbarkeit und -polizei, das Bergregal, die Kirchengewalt und das Patronatsrecht. Hinsichtlich der Renten, Gefälle und Steuern sollte das Jahr 1805 als Normaljahr zu Grunde gelegt werden.

Trotz der Bemühungen Gärtners schwanden die Aussichten auf einen Erfolg immer mehr. Aus diesem Grunde begannen einzelne Standesherrn selbständig auf dem Wiener Kongress zu intervenieren. Sowohl die Uneinheitlichkeit des standesherrlichen Verhaltens, als auch die divergierenden Forderungen der Standesherrn, waren ihrer Sache nicht mehr dienlich.

Unter anderen traten der Fürst von Wied - Neuwied im Namen des Hauses Wied gemeinsam mit dem Erbprinzen von Solms-Braunfels auf dem Kongress hervor, indem sie am 27. Dezember 1814 eine Note überreichten, in der sie die Errichtung einer landständischen Verfassung im Herzogtum Nassau als eine Annäherung des Souveränen anprangerten¹⁾. Aber auch andere deutsche Standesherrn traten auf dem Kongress mit rechtsverwahrenden Vorstellungen hervor, um auf die Lage der Standesherrn aufmerksam zu machen²⁾. Insbesondere machte Solms-Braunfels in einer Note vom 27. April 1815 auf die Unterdrückung seiner Untertanen durch Nassau aufmerksam³⁾.

Insgesamt waren aber die Forderungen der deutschen Standesherrn nur noch auf persönliche und pekuniäre Vorteile gerichtet⁴⁾.

Obwohl der Konflikt zwischen den Standesherrn und den souveränen Fürsten immer mehr an Heftigkeit zunahm und sich sogar der öster-

1) Klüber, Akten, Bd. 1 Heft 2 S. 41 - 44

2) Klüber, Akten, Bd. 1 Heft 3 S. 135 - 138 u.a. Solms-Braunfels und Waldbott-Bassenheim

3) Klüber, Akten, Bd. 2 S. 220 - 234

4) Vollgraff S. 493

reichische Kaiser gegenüber einer standesherrlichen Abordnung am 22. Oktober 1814 dahin erklärte, daß er den standesherrlichen Bemühungen wohlwollend gegenüberstehe¹⁾, so traten doch die essentiellen politischen Fragen des Kongresses in den Vordergrund.

Nach der erneuten Niederwerfung Napoleons wurde die Deutsche Bundesakte konstituiert. Im Hinblick auf die Standesherrn hatte man sich dahin verstanden, das bayerische Edikt vom 19. März 1807 als Grundlage für die Rechte der Standesherrn mit in den Art. 14 der Bundesakte aufzunehmen²⁾.

Damit waren die vielfältigen und heftigen Auseinandersetzungen zu einem vorläufigen Ende gekommen. Hatten die Standesherrn noch vor dem Wiener Kongress zu hoffen gewagt, ihre ehemalige Rechtsstellung wiederzuerlangen, so mußten sie nunmehr erkennen, daß die Bundesakte ihnen keine neuen Rechte bescherte. Ein Kommissionsvertrag vom 24. Mai 1819 führte dazu aus:

"Das Verhältnis der mittelbar gewordenen Fürsten, Grafen und Herren hat durch den Art. 14 im Bunde seine Bestätigung erhalten, insoweit es vorher durch die Rheinbund-Akte gegründet war³⁾".

Damit verblieb alles bei dem schon erreichten Zustand.

b. Die Reichsritterschaft

Nicht nur die Standesherrn waren bemüht gewesen ihre Lage zu verbessern, sondern auch die ehemaligen Reichsritter.

Vielfältig waren die Beschwerden und Vorschläge, die die Reichsritterschaft dem Wiener Kongress unterbreiteten. Nicht nur die Reichsritterschaft selbst, sondern sogar einzelne Souveräne machten sich für die Wiedererrichtung der ritterschaftlichen Korporationen stark.

1) Vollgraff S. 418 - 422

2) Dagegen verwahrte sich sofort das Haus Solms
Klüber, Akten, Bd. 4 S. 323 - 326

3) Vollgraff, Eigentums-Rechte, S. 9

Am 17. Juli 1814 und 8. August 1814 wurde von der Reichsritterschaft in der Wetterau und am Rhein der Graf von Degenfeld bevollmächtigt, die Interessen auf dem Wiener Kongress zu vertreten¹⁾. Neben dem Freiherrn vom Stein, der diese Vollmacht als erster unterzeichnete, signierten die Gräfin von Coudenhoven, der Graf von Waldbott-Bassenheim, Freiherr von Frankenstein und der Graf von Boos-Waldeck.

Gleich zu Beginn des Wiener Kongresses wurde den verbündeten Mächten eine ausführliche Note über den Zustand der Reichsritterschaft überreicht²⁾, die insbesondere auf die Zustände im Königreich Württemberg und im Großherzogtum Baden einging. Die in beiden Staaten erlassenen Edikte³⁾ hatten sich zunächst sehr wohlwollend gegenüber der Reichsritterschaft gezeigt. Jedoch im Laufe der Rheinbundzeit waren diese Rechte durch Änderungen der Edikte immer mehr eingeschränkt worden. Schließlich war in Württemberg den Reichsrittern nur noch der privilegierte Gerichtsstand und das Patronatsrecht verblieben. In Baden waren die Vorrechte auf die Freiheit des Wohnsitzes, das Recht in auswärtige Zivildienste zu treten, die Familienautonomie, die Nachsteuerfreiheit und der beschränkte Genuß der Regalien übrig geblieben. Hinzu kam noch, daß der Reichsadel durch finanzielle Forderungen stark belastet wurde.

In § 15 dieser Note wurde Nassau angesprochen, jedoch nur ausgeführt, daß die dortigen Verhältnisse ebenso zu Klage Anlaß böten, wie in den vorgenannten Staaten. Noch im gleichen Jahr stellten die Reichsritter ein Memorandum auf, das die Hauptforderungen enthielt⁴⁾.

Zwar wurde dort von der gänzlichen Restitution der Rechtsverhältnisse ausgegangen, doch war man bereit, "daß er (der Reichsadel) sich verwilliget, an die künftigen Fürsten des föderativen deutschen Staaten-Vereins einzelne Rechte vertragsweise zu überlassen".

1) Klüber, Akten, Bd. 6 S. 450

2) Klüber, Akten, Bd. 3 S. 467

3) in Württemberg: 18.3.1807

in Baden : 22.7.1807

4) Klüber, Akten, Bd. 1 S. 106 - 126

An persönlichen Rechten begehrte die Reichsritterschaft die persönliche Freiheit, Achtung und Rang, einen privilegierten Gerichtsstand, die Autonomie, das Korporationsrecht und die Freiheit von persönlichen Abgaben. Weiterhin forderten sie die Ausübung der Gerichtsbarkeit über ihre Untertanen, die Polizeigewalt, die Oberkirchenherrlichkeit und das Patronatsrecht.

Den Souveränen standen sie die persönliche Jurisdiktionsanerkennung, die Aufsicht über die Justizverwaltung erster Instanz, die zweite Instanz und die hohe Polizei neben anderen Rechten zu.

Mit diesem Köder versuchte die Reichsritterschaft die souveränen Mächte für sich einzunehmen. Zum einen stellte man dar, daß eine Rechtsgrundlage für die Mediatisierung fehlte und daß man an der Restauration der Unmittelbarkeit festhielt, andererseits war man aber auch gewillt die veränderten staatspolitischen Verhältnisse zu einem gewissen Grade anzuerkennen.

Die Hoffnung auf die Rückgewinnung vieler vormaliger Rechte wurde dadurch zunichte gemacht, daß nicht das Deutsche Reich oder ein Bundesstaat Ziel und Ergebnis des Wiener Kongresses war, sondern ein Staatenbund. Die Einzelstaaten dieses Bundes waren aber daran interessiert, die Einwirkungsmöglichkeiten der Reichsritterschaft auf die Staatsorganisation und -verwaltung so gering als möglich zu halten.

Daher beließ Art. 14 der Bundesakte den Reichsrittern eine beschränkte Anzahl von Rechten, die allerdings durch Landesgesetze beschränkt werden konnten.

Sowohl den Standesherrn als auch den Reichsrittern war es trotz intensiver Bemühungen nicht gelungen, die verbündeten Mächte für eine Restaurierung ihrer alten Rechte gewogen zu machen. Während des Wiener Kongresses spielten sie zwar eine gewichtige Rolle im Hinblick auf die Mediatisiertenfrage, doch sie scheiterten letztendlich mit ihren Bemühungen an der Priorität der Neugestaltung Deutschlands.

VII. Die Regelung der standesherrlichen und reichsritterschaft-
lichen Verhältnisse nach dem Wiener Kongress

Mit dem Regierungsantritt des Herzogs Wilhelm begann in Nassau sofort die Regelung der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Verhältnisse. Bereits am 28. März 1816 erließ das Staatsministerium eine Weisung an die Landesregierung, die Auseinandersetzung mit den Mediatisierten zu beschleunigen¹⁾.

Am 7. August 1816 reichte die Regierung bei dem Staatsministerium die von Ibell erarbeiteten Vorschläge ein. Dieser hatte vorgeschlagen, zunächst die Standesherrn und dann die Reichsritter einzuladen und mit deren Bevollmächtigten die Festsetzung der Verhältnisse zu regeln. Insbesondere sollte über die standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Verhältnisse und über die Entschädigungsrente für aufgehobene Aufgaben und Leistungen ein beiderseitiger Konsens gefunden werden. Die daraus resultierende Organisationsregelung sollte dem jeweiligen Standesherrn bzw. Reichsritter in Form einer Urkunde zugefertigt werden. Ibell machte den Vorschlag, daß es hinsichtlich der Stein'schen Güter keiner besonderen Regelung mehr bedürfe, da durch das Erlöschen der Patrimonialgerichtsbarkeit und die Zahlung der Entschädigungsrente eine hinreichende Regelung getroffen worden sei. Dies gelte ebenfalls für das Dorf Wäsenbach des Grafen von Boos-Waldeck, wo es nur noch einer Entschädigungsregelung bedürfe.

Insgesamt war er der Ansicht, daß die Patrimonialgerichtsbarkeit der Grundherren so abgewandelt werden müsse, daß sie nicht mehr störend im Verwaltungssystem in Erscheinung treten könne. Am 25. Oktober 1816 fand dieser Vorschlag die landesherrliche Genehmigung.

In den am 20. Oktober 1816 ergangenen näheren Weisungen des Staatsministeriums wurde als oberster Grundsatz die politische Einheit des Herzogtums hervorgehoben. Demzufolge sollten die Standes- bzw. Grundherrschaften denselben Vollziehungsbehörden untergeordnet werden und

T) HStA 210/1516

auch nach den gleichen Verwaltungsvorschriften verwaltet werden, damit sie wie bisher als integrierter Bestandteil des Herzogtums in Erscheinung traten.

In den Grundherrschaften sollte die Patrimonialgerichtsbarkeit durch ständige Übertragung auf landesherrliche Beamten abgelöst werden. Im Hinblick auf die Revenueseparation überließ das Staatsministerium der Regierung, die nach der bayerischen Verordnung eintretende Erhöhung der zu bewilligenden Entschädigungsrente gegen Aufhebung des bisher zurückvergüteten Grundsteuerdrittels zu begutachten.

Die Verhandlungen mit den Standesherrn und Reichsrittern orientierten sich in der Folgezeit an diesen Grundsätzen.

1. Die standesherrlichen Gebiete

a. Die dem Grafen von Leiningen-Westerburg gehörenden Herrschaften Westerburg und Schadeck

Dieses standesherrliche Gebiet war erst am 31. Mai 1815 an das Herzogtum Nassau gekommen und bedurfte daher noch einer grundsätzlichen Regelung der standesherrlichen Verhältnisse.

Mit Schreiben vom 9. Mai 1817¹⁾ an den Gräflich Leiningen-Westerburgischen Regierungsrat Knorr legte der Regierungspräsident Ibell die standesherrlichen Verhältnisse dar.

a) Die standesherrlichen Ehrenvorzüge, Jurisdiktions- und Polizeigerechtsame werden unter Berücksichtigung des Art. 14 der Bundesakte und der darin zur Vollziehung angenommenen Königlich Bayerischen Deklaration von 1807 anerkannt.

b) Bei einem Aufenthalt innerhalb des Herzogtums haben die Grafen einen Subjektionsrevers auszufertigen.

¹⁾ HStA 210/1515

c) Verwaltungsorganisatorisch wird zwar dem Grafen für die Ausübung der Jurisdiktions- und Polizeirechte eine Amtsstelle zugewilligt, doch der Graf läßt vorbehaltlich einer eigenen Regelung diese Rechte durch die Herzoglichen Ämter Rennerot und Runkel ausüben. Allerdings haben diese Ämter bei der Ausübung dieser Rechte das Prädikat "Herzoglich-Nassauisches Gräflisch Leiningen-Westerburgisches Justizamt" zu verwenden.

Solange der Graf keine eigene Amtsverwaltung einrichtet, verbleiben die Einnahmen aus der Gerichtsbarkeit, wie Sporteln, Gebühren und Taxen der landesherrlichen Jurisdiktion, die auch die Besoldung der Beamten übernimmt.

d) Im Hinblick auf die Forstverwaltung und die daraus fließenden Gerechtsamen haben das Edikt vom 9. November 1816 die Interessen des Herrn Grafen ausreichend berücksichtigt.

e) Das Patronatsrecht verbleibt uneingeschränkt dem Standesherrn; allerdings bei Pfarrbesetzungen soll ein Gutachten durch den aufsichtsführenden Herrn Generalsuperintendenten berücksichtigt werden.

f) Es erfolgte auch eine umfangreiche Separation der landes- von den standesherrlichen Gefällen. Dabei wurden in einer Anlage diejenigen Gefälle verzeichnet, die dem Grafen verblieben¹⁾. Dazu gehörten die Güter, Mühlen, Zehnten und sonstige Gelder sowie bestimmte Naturalien. In einer weiteren Anlage wurden diejenigen Einnahmen verzeichnet, die durch die Gesetzgebung aufgehoben oder erlassen worden waren, oder zur Herzoglichen Generalsteuereasse eingezogen werden sollten. Im Rahmen der Landes- und Kameralschuldenübernahme wurde nur eine dahingehende Regelung getroffen, daß das Herzogtum Nassau die Gräflisch Leiningen-Westerburgischen Dienstpersonen in ein landesherrliches Dienst- und Besoldungsverhältnis ab dem 1. Juli 1816 übernahm.

Mit Schreiben vom 10. Mai 1817 nahm der Graf von Leiningen-Westerburg zur Organisation Stellung²⁾. Er brachte sein grundsätzliches Einverständnis mit der Regelung zum Ausdruck. Die wenigen Reklamations-

1) HStA 212/1533

2) HStA 210/1515

punkte dieses Schreibens berührten die Organisationsregelung nicht mehr.

Am 20. Oktober 1817 erhielt der Graf für die aufgehobenen Einnahmen eine jährliche Rente von 5250 Gulden bewilligt, wobei diese Rente als beständige Grundrente der Besteuerung unterlag¹⁾.

Trotz der definitiven Organisationsregelung kam es in den folgenden Jahren immer wieder zu Differenzen über die standesherrlichen Rechte. Am 18. Oktober 1822 rügte der Leiningen-Westerburgische Bevollmächtigte, daß die landesherrlichen Behörden die Schullehrer einsetzen würden, unter Umgehung des standesherrlichen Präsentationsrechtes. Auch sei nassauischerseits geäußert worden²⁾, daß die Besetzung der Schullehrerstellen nicht unter den Begriff des Patronatsrechtes falle. Auf eine wiederholte Reklamation vom 11. Oktober 1827 wurde am 17. November 1827 verfügt, daß dem Grafen das Recht der Präsentation bei der Besetzung von Schullehrerstellen zustehe. Was die Bestellung der Schultheißen angehe, so sei dies kein standesherrliches Recht und sei auch den anderen Standesherrn nicht zugebilligt worden.

Weitere Einzelregelungen, die das standesherrliche Verhältnis der Grafen von Leiningen-Westerburg betrafen, wurden bis zum Jahre 1866 nicht mehr angeordnet.

b. Das dem Fürsten von Wied-Neuwied gehörende standesherrliche Gebiet des Amtes Grenzhausen und das wied-runkel'sche standesherrliche Gebiet des bis dahin Bergisch gewesenen Teils der Grafschaft Wied-Runkel rechts der Lahn, die elf Ortschaften des Amtes Runkel links der Lahn, die im Jahre 1813 zu Nassau gekommen waren und das Amt Freirachdorf

Nachdem sich die Fürsten zu Wied am 8. Juni 1815 freiwillig unter den Schutz Preußens gestellt hatten, waren die oben genannten Gebiete

¹⁾ § 19 des Steuerediktes vom 10./14.2.1809

²⁾ Regierungsdekret vom 23.1.1821

im Herzogtum Nassau verblieben. Am 23. März 1817 kam mit Wied-Runkel und am 30. März 1817¹⁾ mit Wied-Neuwied eine inhaltsgleiche Vereinbarung über die standesherrlichen Verhältnisse der Fürsten zu Wied wegen der im Herzogtum Nassau gelegenen Teile der fürstlichen Besitzungen zustande.

Dabei wurden folgende Regelungen vereinbart:

Hinsichtlich der persönlichen Vorzüge und Rechte wurde auf den Kommissionserlaß vom 27. November 1807²⁾ Bezug genommen und ausgeführt, daß die darin bewilligten persönlichen Vorrechte alles das in vollem Maß gewähren, was die Deutsche Bundesakte in dieser Beziehung zusichert. Eine neue Regelung wurde daher nicht mehr getroffen.

Im übrigen verblieb es dabei, daß die Jurisdiktion und die Polizei von den Ämtern weiterhin unter dem Prädikat "Herzoglich Nassauisches und Fürstlich-Wiedisches Amt" wahrgenommen wurden. Die Ernennung der Beamten und des Amtspersonals erfolgte ohne Mitwirkung der Fürsten. Allerdings waren die Beamten wiederum auf die Fürsten verpflichtet worden. Übereinstimmend verzichteten beide Fürsten auf jede Beteiligung an der Verwaltung der Ämter. Die Schultheißenernennung geschah auch weiterhin unter Heranziehung der wiedischen Rezeptur. Die Besetzung der freiwerdenden Pfarr- und Lehrerstellen konnten die Fürsten im gleichen Umfange vornehmen, wie es ihnen schon während der Rheinbundzeit gestattet worden war.

Der Verlust der Gerichtssporteln, Strafen und sonstigen Einkünfte wurde bei der Berechnung der Entschädigungsrente mitberücksichtigt.

Diejenigen Abgaben und Gefälle, die gemäß Art. 14 der Bundesakte und des bayerischen Ediktes vom 19. März 1807 durch landesherrliche Gesetze noch nicht aufgehoben worden waren wurden zur Einziehung den Rentkammern zurückgegeben.

Für die übrigen durch die Steueredikte weggefallenen Abgaben erhielt der Fürst vom 1. Januar 1816 an eine jährliche Rente, für die als

¹⁾ HStA 210/1517, Enthält beide Erlasse.

²⁾ vgl. S. 80

Pfand die herzoglichen Einnahmen aus diesen betreffenden Gebieten dienten. Dabei wurde auch eine mögliche Kapitalisierung der Rente vereinbart.

Da Nassau sowohl für den Ausfall im Jahr 1815 Ersatz leistete¹⁾, als auch eine neue Schuldenteilung ganz den Wünschen der Fürsten entsprach, ergingen gegen die getroffenen Organisationsbestimmungen keine Beschwerden mehr.

Da der Fürst zu Wied-Neuwied auf dem Wiener Kongress geäußert hatte, niemals ein Landstand des Herzogtums Nassau zu werden, war er in dem Edikt über die Bildung der Herrenbank vom 3./4. November 1815 nicht mehr unter deren Mitglieder aufgeführt worden. Erst am 29. Oktober 1831²⁾ wurde er wieder, als Fürst von Wied, in dessen Händen beide fürstlichen Linien verbunden waren, Mitglied der Herrenbank.

Auch hier zeigte sich, daß die Organisation auf Grund der Bundesakte keine Neuregelung war, sondern nur eine Manifestation bereits bestehender Regelungen. Nur im Rahmen der Revenueseparation und der Schuldenübernahme war eine zeitgemäße Regelung gefunden worden.

c. Das standesherrliche Gebiet des Fürsten von Solms-Lich

Durch den am 31. Mai 1815 zwischen Preußen und Nassau geschlossenen Vertrag über den Austausch von Besitzungen, war das Gebiet des Amtes Hohensolms an Preußen abgetreten worden.

Da es somit einer Bestimmung der standesherrlichen Verhältnisse nicht mehr bedurfte, erfolgte nur noch eine Ausmittlung derjenigen standesherrlichen Abgaben, die durch Nassau vor der Gebietsabtretung durch die Steueredikte aufgehoben worden waren. Erst im Jahre 1820 kam man zu einer abschließenden Entschädigungsregelung³⁾.

1) HStA 250/15/302

2) VOB1 1831 S. 85 - 86

3) HStA 210/3508

d. Das standesherrliche Gebiet der Grafschaft Holzappel und
der Herrschaft Schaumburg

Als am 23. April 1812 der letzte Herrscher des Hauses Anhalt-Bernburg-Schaumburg starb¹⁾, wurde der Erzherzog Josef-Anton von Österreich Erbherr der Schaumburg. Sein Sohn Stephan blieb von 1817 bis zu seinem Tod am 19. Februar 1867 Besitzer von Holzappel und Schaumburg²⁾.

Nach ausführlichen Verhandlungen mit dem Erzherzog, dem es darauf ankam, daß seine Vorzugsrechte als österreichischer Thronfolger in dem zu erstellenden Organisationserlaß zum Ausdruck kamen, wurde am 5. Mai 1819 eine Übereinkunft geschlossen³⁾.

Grundsätzlich erhielt der Erzherzog alle diejenigen Ehrenrechte zuerkannt, die sich aus dem provisorischen Organisationserlaß vom 1. Mai 1810⁴⁾, des Art. 14 der Bundesakte und der Bayerischen Deklaration ergaben. Die besonderen Ehrenbezeichnungen für einen Erzherzog von Österreich wurden für selbstverständlich erklärt.

Dagegen wurden alle über Realbesitz und Realgerechtsame des Standesgebietes hinausgehende Familienautonomierechte, Sukzessionsrechte, die von den gemeinschaftlichen Vererbungsarten und vom Eigentum abweichen wollten, der landesherrlichen Verwaltung zur Bestätigung unterworfen. Die Hauspolizei für standesherrliche Bedienstete sollte bestehen bleiben. Ebenso waren diese Bedienstete von den Personalgemeindelasten befreit worden.

Da die Jurisdiktionsrechte mittlerweile an das Amt Diez abgetreten worden waren, verblieb es auch bei dieser Regelung. Bei der Ernennung des Ortsschultheißen sollte dem Standesherrn auch das Präsentationsrecht verbleiben. Die Ausübung der rechtlich hergebrachten Patronatsrechte durch Präsentation verblieb ebenfalls dem Standesherrn, wobei das Patronatsrecht auf die Bestellung von Pfarrern beschränkt wurde.

1) HStA 210/2882

2) Laut S. 45

3) HStA 210/2880

4) vgl. S. 102

Im Rahmen der Forstverwaltung bedurfte es keiner Regelung mehr, da das Edikt vom 9. November 1816 eine abschließende Regelung getroffen hatte. Auch über das Bergwerkswesen erfolgte keine Bestimmung, da man ein Edikt über die Einwirkung der landesherrlichen Aufsicht über das Bergwerkswesen in Kürze erwartete.

Bei der Entschädigung derjenigen Abgaben die bei der Revenuen-separation als Hoheitsrechte vindiziert worden waren, wurde nunmehr berücksichtigt, daß durch die Steuerreform weitere Abgaben aufgehoben worden waren. Daher wurde die Entschädigungssumme von 3567 Gulden auf 5300 Gulden erhöht. Im Hinblick auf die Schulden- und Dienerübernahme hatte man nassauischerseits im Angesicht der Erhöhung der Entschädigungssumme auf eine Neuregelung verzichtet.

Diese Grundsätze und insbesondere die Entschädigungsrente für verlorene Abgaben waren von Erzherzog Joseph angenommen worden.

Weitere umfassende Einzelregelungen mit der Standesherrschaft wurden nicht mehr getroffen. Allerdings wurde einem Gesuch der Erzherzoglich-österreichischen Rentkammer um Bewilligung der Chausseegeldfreiheit im ganzen Umfang des Herzogtums am 25. Juli 1832 stattgegeben. Noch einmal kam es im Jahre 1835 zu einer Auseinandersetzung zwischen der Standesherrschaft und den Ministerialbehörden über die Auslegung des Patronatsrechtes. Insbesondere wurde reklamiert, daß die Besetzung der Schullehrerstellen unter den Begriff des Patronatsrechtes falle. Ein Gutachten der Herzoglichen Landesregierung vom 17. April 1835²⁾ legte dar, daß ein Patronatsrecht nur dort anerkannt werde, wo ein solches schon vor dem Jahr 1806 bestanden habe. Dies sei jedoch nicht der Fall gewesen. Daß man in Wied-Neuwied und Wied-Runkel eine andere Regelung getroffen habe, sei darauf zurückzuführen, daß man diesen Fürsten das Patronatsrecht bei der Besetzung der Schullehrerstellen belassen habe, weil dort ein spezielles Patronatsrecht bestanden habe.

1) HStA 210/2880, Schreiben des standesherrlichen Bevollmächtigten von Handel vom 5.5.1819

2) HStA 210/2880

Bei einem Vergleich mit dem provisorischen Organisationserlaß vom 1. Mai 1810 ist zu erkennen, daß diese neue Übereinkunft nur eine Wiedergabe der bereits getroffenen Regelungen darstellt, modifiziert unter Berücksichtigung des Besitzerwechsels der Standesherrschaft und der landesherrlichen Gesetzgebung.

e. Die dem Grafen von Waldbott - Bassenheim gehörenden Herrschaften
Reifenberg und Kransberg

Seit dem Jahr 1817 war man in Nassau bemüht mit dem Grafen von Waldbott-Bassenheim zu einer definitiven Organisation seiner Besitzungen zu kommen. Da sich die Regulierung der standesherrlichen Verhältnisse immer wieder hinauszögerte, konnte der Regierungsdirektor Lange erst zu Anfang des Jahres 1820 dem Grafen einen ersten Entwurf einer Organisationsregelung zusenden¹⁾. Da nach weiteren langwierigen Verhandlungen immer noch keine Übereinstimmung erreicht worden war, legte er am 11. September 1823 dem Gräflich Bassenheimischen Bevollmächtigten einen abgeänderten Entwurf vor²⁾.

Darin war ausgeführt worden, daß Nassau hinsichtlich der persönlichen Rechte die Ebenbürtigkeit und das Recht des hohen Adels anerkennen wolle.

Für das Kirchengelbete und das Trauergeläut sollte die Regelung des provisorischen Organisationserlasses vom 11./19. Juni 1807³⁾ anzuwenden sein. Dies galt ebenfalls für die Freiheit des Aufenthaltes in einem der Bundesstaaten. Der privilegierte Gerichtsstand⁴⁾, die Familienautonomie, die Bestätigung von Vormundschaften, die Befreiung von der Militärpflichtigkeit und Einquartierung war dem Grafen ebenso zugestanden worden, wie die Beibehaltung einer Ehrenwache und die Abnahme des Untertaneneides.

1) HStA 210/8564

2) HStA 210/4399

3) HStA 207/116

4) HStA 290/563

Im Hinblick auf die Jurisdiktionsgerechtsamen war eine widerrufliche Übertragung auf die landesherrlichen Behörden vereinbart worden, wobei bei der Einziehung der standesherrlichen Gerechtsamen das Prädikat "Herzoglich-Nassauisches Gräflich Waldbott-Bassenheimisches Amt" verwendet werden sollte¹⁾.

An grundherrlichen Rechten verblieben dem Grafen das Patronatsrecht, die Jagdberechtigungen, sowie alle auf den Gütern des Grafen haftenden Realberechtigungen und standesherrlichen Grundgefälle an Zehnten, Gülten, Zinsen und sonstigen Gerechtigkeiten²⁾. Auch die Eigentumsrechte an den Bergwerken sollten nicht berührt werden.

Die Bestellung der Forstbediensteten für die standesherrlichen Domanialwäldungen blieb dem Grafen überlassen.

Für die Gemeindewäldungen war die Forstverwaltungsordnung vom 9. November 1816³⁾ maßgebend.

Die Beamten der standesherrlichen Verwaltung genossen den privilegierten, persönlichen Gerichtsstand bei dem Hofgericht in Wiesbaden.

Für die Verwaltung der Privatgüter war es dem Grafen freigestellt, eine eigene Domänenkanzlei einzurichten. Rücksichtlich der eingezogenen und aufgehobenen standesherrlichen Abgaben wurde dem Grafen eine Entschädigung von 5580 Gulden zuerkannt⁴⁾.

In einem Brief vom 2. Juli 1824⁵⁾ nahm der Graf von Waldbott-Bassenheim zu dieser Organisationsverfügung Stellung. Im wesentlichen war er mit der Regelung einverstanden. Er reklamierte nur noch, daß sein Präsentationsrecht bei Besetzung von Schullehrerstellen umgangen werde. Am 6. Dezember 1824 antwortete ihm Marschall, daß für ihn zwar ein Präsentationsrecht bestehe, daß aber bei der Absetzung eines Lehrers aus wichtigen Gründen ein Interesse am sofortigen Einschreiten der landesherrlichen Aufsichtsbehörde bestünde.

1) HStA 290/563

2) vgl. S. 164

3) VOB1 1816 S. 281 - 288

4) HStA 212/3508

5) HStA 210/4399

Nachdem der Modus für die jährlich zu zahlende Entschädigungsrente gefunden war, kam es zu keinerlei Auseinandersetzungen mehr, die die standesherrlichen Verhältnisse betrafen. Durch den Verkauf der Herrschaften Reifenberg und Kransberg am 23. Oktober 1852 bzw. 1. Februar 1853 an den Gutsbesitzer J. F. Umber¹⁾ gingen die an den Besitz geknüpften standesherrlichen Rechte unter²⁾.

In den folgenden Jahren kaufte das Herzogtum Nassau die Besitzungen des Grafen von Waldbott-Bassenheim für den Herzoglichen Domänenfiskus auf³⁾.

Wie in den übrigen standesherrlichen Gebieten hatte sich Nassau bei der Neufestsetzung der standesherrlichen Verhältnisse des Grafen von Waldbott-Bassenheim an die Bundesakte gehalten, jedoch war es gelungen, die Administration dieses Gebietes landesherrlich auszuüben, unter Beibehaltung der formalen Rechtsposition des Grafen.

f. Zusammenfassung der rechtlichen Verhältnisse der Standesherrn nach dem Erlaß der Deutschen Bundesakte

Die Bestimmungen der standesherrlichen Verhältnisse nach dem Beitritt Nassaus zum Deutschen Bund lassen erkennen, daß nur geringfügige Änderungen des in der Rheinbundzeit geschaffenen Rechtszustandes eintraten.

Nassau gewährte weiterhin die schon in der Rheinbundzeit zugestandenen persönlichen Ehrenrechte und Vorzüge, dies um so mehr, als dadurch weder die Souveränitätsrechte, noch die Landesadministration beeinträchtigt wurden. Allerdings war es Nassau gelungen, im Hinblick auf die Verwaltungsorganisation die Standesherrn dazu zu bewegen, daß sie gegen eine Entschädigung ihre Rechte auf die Landesadministrationsbehörden übertrugen. Dieses Ziel konnte nur erreicht

1) HStA 210/4399

2) HStA 210/4399, so ein Rechtsgutachten der Herzoglichen Ministerialabteilung der Justiz vom 4.1.1853

3) HStA 210/2443

werden, weil Nassau bei der für die Standesherrn wichtigen Entschädigungsfrage großzügig verfuhr.

Nassau war bestrebt, auf freiwilliger Basis, ohne administrativen Zwang, zu einem Ausgleich mit den Standesherrn zu kommen. Von beiden Seiten waren nur noch die Entschädigungsfragen zum Kern der Neufestsetzung der standesherrlichen Verhältnisse gemacht worden. Allerdings kam die Sonderstellung der Standesherrn dadurch zum tragen, daß sie einen neuen Wirkungskreis im Rahmen der Herrenbank hatten und sie somit einen konstruktiven Beitrag zur Konsolidierung des Herzogtums leisten konnten.

2. Die reichsritterschaftlichen Gebiete

a. Das der Gräfin von Coudenhoven gehörende reichsritterschaftliche Gebiet von Niederhofheim

Nachdem in Niederhofheim seit 1816 keine Gerichtsbarkeit mehr ausgeübt wurde und die Gräfin grundsätzlich nicht abgeneigt war, auf die Patrimonialgerichtsbarkeit zu verzichten, nahm Nassau die Gelegenheit wahr, nach den aufgestellten Grundsätzen die Verwaltung zu vereinfachen¹⁾. Deshalb erging am 3. Februar 1817 der landesherrliche Befehl, die Coudenhoven'sche Sache zu beschleunigen.

Neben den persönlichen Ehrenrechten, wobei man nassauischerseits davon ausging, daß diese Rechte in Vergessenheit geraten würden²⁾, sollte ihr eine Entschädigungsrente von 500 Gulden vorgeschlagen werden; ebenso für den Schaden, der der Gräfin durch die Steuergesetzgebung, den Verzicht auf die Patrimonialgerichtsbarkeit und deren Nutzungen und durch das Edikt vom 4./5. Juni 1816 über die Amtsgemeindeverwaltung entstanden war.

1) HStA 210/4400

2) HStA 210/4400, Kommissionsbericht des Staatsministeriums vom 18.12.1817

Dieser Vertragsentwurf, der der Gräfin zur Gegenzeichnung zugesandt worden war, erklärte den Verzicht auf alle grundherrlichen Gerichtsrechte mit Ausnahme des privilegierten Gerichtsstandes beim Hofgericht in Personalklagesachen. Auch sollte sie sich verpflichten, bei einem Aufenthalt im Herzogtum einen Unterwerfungsrevers zu unterzeichnen.

Erst am 31. August 1819 meldete die Regierung dem Staatsministerium den Zugang des Verzichtes der Gräfin. Zwischenzeitlich, am 8. Juli 1818, war die Entschädigungsrente auf 550 Gulden erhöht worden.

Nach dem Tode der Gräfin bezog deren Sohn die wiederum um 50 Gulden erhöhte Entschädigungsrente. Am 13. April 1832 verkaufte dieser die Steuerrente für einen Betrag von 10700 Gulden an den Freiherrn von Rothschild.

b. Die reichsritterschaftlichen Orte des Grafen von Sickingen

Auch die Regulierung der grundherrlichen Verhältnisse des Grafen von Sickingen verzögerte sich.

Erst am 23. August 1825 wurden in einem Bericht der Landesregierung an das Staatsministerium¹⁾ Grundsätze ausgearbeitet, die die persönlichen Ehrenrechte und die Ausmittelung der Entschädigungssumme für aufgehobene Abgaben und Gefälle betrafen. Diese Grundsätze wurden dem Grafen am 16. Februar 1826 von der Landesregierung zur Unterschrift zugeleitet²⁾.

An Ehrenrechten sollten ihm nur diejenigen Vorzüge eingeräumt werden, die dem Freiherrn von Preuschen eingeräumt worden waren. Eine Anerkennung standesherrlicher Ehrenrechte wurde ihm versagt, mit der Begründung, daß er nur dort die standesherrlichen Rechte erlangen könne, wo er seinen gewöhnlichen Aufenthalt habe.

1) HStA 210/4384

2) HStA 240/927

In der Verwaltungsorganisation war zwar 1808¹⁾ bestimmt worden, daß dem Grafen die Ausübung der Patrimonialjurisdiktion nicht mehr erlaubt sei, doch übte dieser bis zum Jahr 1818 die Patrimonialgerichtsbarkeit aus. Sie ging erst mit dem Tode des letzten Patrimonialbeamten auf das Herzogliche Amt St. Goarshausen über²⁾.

Bis zu diesem Zeitpunkt bezog der Graf die Sporteln, die Zivilgeldstrafen und die Forst- und Feldrügen. Auch in der Forstverwaltung und -gerichtsbarkeit war eine Übereinkunft dahingehend erzielt worden, daß der landesherrliche Förster gegen grundherrliche Bezahlung die Privatwaldungen betreute.

Unter Berücksichtigung der durch die Steuerreform und sonstigen Landesgesetze erfolgten Aufhebung von Abgaben und Gefällen wurde am 17. Dezember 1825 eine Entschädigungsrente von 267,33 Gulden festgesetzt, wobei eine Kapitalisierung vorbehalten wurde.

Ein am 6. Juli 1829 angebotener Verzicht auf die Patrimonialgerichtsbarkeit gegen eine Entschädigungssumme lehnte Nassau ab³⁾.

Bis zu dem Tode des Grafen Franz von Sickingen (25. November 1834) kam es zu keiner verbindlichen Regelung über die grundherrlichen Verhältnisse. Vielmehr war der Graf bemüht gewesen, mit allen erdenklichen Mitteln eine höhere Entschädigung zu erreichen. Finanzielle Vorteile waren für ihn wichtiger als formalrechtliche Positionen, da er in erheblichem Maße verschuldet war. Am 1. Mai 1841 wurde die Herrschaft Sauerberg dem Freiherrn Karl von Gemmingen als Lehens-träger überlassen und die Staatskasse wurde angewiesen, die Entschädigungssumme an den Freiherrn auszuzahlen.

1) vgl. S. 119

2) HStA 240/927

3) HStA 210/4384

c. Die dem Fürsten von der Leyen gehörende Grundherrschaft Nievern

Bei der Bestimmung der grundherrlichen Verhältnisse der Grundherrschaft Nievern wurde das Organisationsedikt vom 14. November 1812¹⁾ als weiterhin verbindlich angesehen. Dies wurde insbesondere durch die Tatsache begründet, daß die gesamte Verwaltung des Patrimonialamtes seit dem 17. Februar 1816 dem Herzoglichen Beamten in Braubach übertragen worden war, ohne daß der Fürst von der Leyen dagegen reklamiert hätte²⁾.

Da eine Entschädigungsregelung für aufgehobene Abgaben bis zum Jahr 1812 bestand, so bedurfte es nur noch einer erneuten Entschädigungsregelung für die durch Edikt vom 1./3. September 1812 und 6. Januar 1817 aufgehobenen grundherrlichen Gefälle. Für die aufgehobenen Sporteln und Taxen des Ediktes vom 9./11. Dezember 1815 war von dem Fürsten keine Entschädigung verlangt worden. Am 14. April 1821 wurde eine jährliche Zahlung von 188 Gulden vom 1. Januar 1817 an genehmigt und von dem Fürsten angenommen.

d. Der dem Grafen von Schönborn und dem Freiherrn von Frankenstein gehörende reichsritterschaftliche Ort Dornassenheim

In einem Bericht vom 2. Juli 1819³⁾ der Landesregierung an das Staatsministerium wird die Übereinkunft hinsichtlich der Festsetzung der grundherrlichen Gerechtsamen und Entschädigungsansprüche dargestellt. Über die persönlichen Ehrenvorzüge und Gerechtsame wurde keinerlei Regelung aufgestellt, da beide Grundherren ihren Wohnsitz nicht in Nassau hatten. Zudem wurde ausgeführt, daß diese Rechte zu unbedeutend seien, um gesondert ausgeführt zu werden.

1) vgl. S. 113

2) HStA 210/3346, Bericht der Landesregierung an das Staatsministerium vom 23.2.1821

3) HStA 210/10026

Demgegenüber erfolgte eine ausführliche Stellungnahme zur Patrimonialjurisdiktion.

Von den im Jahre 1806 bestandenen 14 Privatgerichtsbarkeiten war die Patrimonialgerichtsbarkeit in Dornassenheim die letzte, die noch ausgeübt wurde und die nunmehr unter jeder Bedingung in die Staatsverwaltungsorganisation verschmolzen werden sollte. Daher wurde vorgeschlagen, für die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit und der daraus fließenden Gerechtsamen eine jährliche Entschädigung von 120 Gulden vom 1. Januar 1816 an zu zahlen. Durch die Übernahme der Patrimonialgerichtsbarkeit durch landesherrliche Beamte sollte an dem gemeinschaftlichen Besitzrecht der Grundherren nicht gerührt werden. Nur im Hinblick auf die Vollstreckung sollte der grundherrliche Beamte auf Anzeige eine durch den Ortsschultheißen vorzunehmende Hilfvollstreckung vornehmen können.

Die Berechnung der Entschädigungssumme beruhte auf einem komplizierten Verfahren. Nicht nur die durch die Steuerreform und sonstige Landesgesetze aufgehobenen Abgaben mußten berücksichtigt werden, sondern auch die komplizierten Besitzverhältnisse der Grundherren und die daraus fließende Verteilung der Einkünfte.

Für den Freiherrn von Frankenstein wurden 200 und für seinen Gerichtshalter 100 Gulden festgesetzt. Für den Grafen von Schönborn 55 und für dessen Gerichtshalter 20 Gulden. Weitergehende Regelungen waren nicht mehr erforderlich.

e. Der dem Grafen von Boos-Waldeck gehörende reichsritterschaftliche Ort Wasenbach

Nach den am 7. August 1816 von Ibell verfaßten Grundsätzen¹⁾ erarbeitete die Landesregierung am 29. Mai 1818 die grundherrlichen Verhältnisse des Grafen von Boos-Waldeck²⁾. Wesentlicher Regelungs-

1) HStA 210/1516

2) HStA 210/10031

punkt war nur noch die Entschädigungs- und Schuldenteilungsregelung.

Die Landesregierung ging davon aus, daß die Patrimonialjurisdiktion gänzlich untergegangen sei, da die Gerichtsbarkeit in Wasenbach seit 1806 dem Herzoglichen Beamten zu Katzenelnbogen gegen den Ge-
nuß der Sporteln von dem Grafen übertragen worden sei. Nach der
Eingliederung in das Amt Diez entfielen sogar die Sporteln. Somit
ging man in Nassau davon aus, daß die Patrimonialgerichtsbarkeit
untergegangen sei, zumal der Graf gegen diese Annahme keine Be-
schwerde geführt hatte.

Da der Graf nicht im Herzogtum Nassau wohnte, wurde hinsichtlich
der persönlichen Gerechtsamen keine Festsetzung getroffen. Nach
der Berechnung der Landesregierung bestimmte das Staatsministerium
am 3. Juni 1818 eine Entschädigungssumme von 350 Gulden.

Nach mehreren Reklamationen des Grafen wurde 1819 durch eine Reso-
lution die Entschädigungssumme auf 364 Gulden jährlich vom 1. Ja-
nuar 1818 an genehmigt. Am 5. Januar 1822 erhöhte sich diese Summe
nochmals auf einen Betrag von 444 Gulden. In den folgenden Jahren
spielten nur noch finanzielle Fragen eine Rolle, jedoch nicht mehr
Fragen, die den Rechtsstatus des Grundherren oder der Grundherr-
schaft berührten.

f. Die reichsritterschaftliche Herrschaft Kransberg des Grafen von
Waltbott - Bassenheim

Die am 11. Juli 1823 getroffene Regelung über die standesherrlichen
Verhältnisse des Grafen von Waldbott-Bassenheim war auch ausdrück-
lich auf die grundherrliche Besitzung anzuwenden¹⁾.

¹⁾ HStA 293/384

g. Der den Freiherrn von Preuschen von und zu Liebenstein gehörende
reichsritterschaftliche Ort Osterspai

Gegenüber der freiherrlichen Familie von Preuschen wurden am 23. März 1824 die grundherrlichen Verhältnisse festgesetzt¹⁾. Die freiherrliche Familie genoß diejenigen persönlichen Ehrenrechte, die auch die anderen Reichsritter genossen, die ihren Wohnsitz im Herzogtum hatten. Weiterhin war festgelegt worden, daß die freiherrliche Familie auf die Ausübung der Patrimonialgerichtsbarkeit in Osterspai verzichtet, daß ihnen jedoch das Jurisdiktionsrecht selbst vorbehalten bleibt. Zudem sollten sie befugt sein, das Jurisdiktionsrecht zu jeder Zeit nach der Vorschrift der Amtsverwaltungsordnung und mit Übernahme der Verwaltungskosten selbst auszuüben, soweit es mit den Landesgesetzen vereinbar sei.

Im übrigen wurde für die Aufhebung der Gefälle der Familie von Preuschen eine Entschädigungsrente von 398 Gulden jährlich zugesprochen.

h. Die reichsritterschaftliche Herrschaft Langenau des Herrn
von Marioth

Diese kleine lehenbare Besitzung war zu unbedeutend, als es dafür einer eigenen Regelung bedurft hätte. Seit dem Jahr 1808 übte die Herrschaft Langenau keine verwaltungsorganisatorischen Rechte mehr aus²⁾. Die Verwaltung dieser Herrschaft oblag dem Amt und der Rezeptur Nassau und aus einem Bericht des Lehenhofes vom 26. März 1847 folgt³⁾, daß es in dieser Besitzung auch keine Hoheitsgefälle gegeben hat.

1) HStA 210/1517

2) HStA 235/679

3) HStA 210/1055

i. Die dem Freiherrn vom Stein gehörenden reichsritterschaftlichen
Orte Frücht und Schweighausen

War am 9./11. Juni 1814¹⁾ eine Entschädigungsregelung mit dem Freiherrn vom Stein zustandegekommen, so kam es schon im Jahr 1817 wegen persönlicher und politischer Umstände zu einer erneuten Konfrontation Steins mit der nassauischen Landesadministration. Durch Anträge vom 26. April und 12. Juli 1817 forderte Stein die Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, die Ortspolizeigewalt und sonstige Rechte auf Grund der Deutschen Bundesakte zurück²⁾. Am 28. November 1817 wurden auf Grund einer eingehenden Untersuchung und Darlegung des Regierungsdirektors Möller die Stein'schen Ansprüche zurückgewiesen. Hauptargument war die schon getroffene Regelung aus dem Jahre 1814, die auch den Verlust dieser Rechte mitgeregelt habe. Außerdem war dieser Untersuchung zu entnehmen, daß man nassauischerseits zumindest an eine Verwirkung dieser Rechte dachte.

Trotz dieser Einstellung erklärte sich der Herzog bereit, die früheren Vereinbarungen aufzuheben und neue Verhandlungen aufzunehmen. Zwar wiederholte Stein am 14. Dezember 1817 seinen Antrag und drohte mit der Beschwerde bei der Bundesversammlung, doch kam es nicht mehr zu einer Neuregelung der Verhältnisse. Es blieb bei der Organisationsregelung vom 9./11. Juni 1814.

Nach seinem Tode am 29. Juni 1831 kam seine Tochter, Henriette Louise Gräfin von Giech in den Besitz der Stein'schen Güter.

j. Zusammenfassung der rechtlichen Verhältnisse der Grundherren nach
dem Erlaß der Deutschen Bundesakte

Ausschlaggebend für die Regelung der grundherrlichen Rechte waren die von Ibell am 7. August 1816³⁾ entwickelten Grundsätze über die Auseinandersetzung mit den Standesherrn und Reichsrittern.

1) vgl. S. 117
2) HStA 210/9069
3) HStA 210/1516

Trotz der eindeutigen Formulierung im Art. 14 der Bundesakte über die Rechte der ehemaligen Reichsadeligen, wurde der Umfang ihrer Rechte durch das Herzogtum Nassau immer mehr eingeengt.

Nicht auf dem Verordnungswege, sondern vielmehr durch ein selbst-gegebenes Eintrittsrecht in die Rechte der Grundherren, versuchte Nassau die Reichsritterschaft zu integrieren. Die wirtschaftliche Schwäche der Reichsritterschaft einerseits und die finanziellen Angebote Nassaus andererseits beschleunigten den Abbau der reichsritterschaftlichen Rechte.

Innerhalb kurzer Zeit war die Patrimonialgerichtsbarkeit von den landesherrlichen Beamten übernommen und ein nicht unbeträchtlicher Teil der übrigen Rechte ebenfalls an diese übertragen worden.

Da viele Reichsritter ihren Wohnsitz nicht im Herzogtum Nassau hatten, erfolgten auch keine Regelungen mehr über die persönlichen Ehrenrechte. Gegenstand der Verhandlungen mit den Reichsrittern war nur noch, einen Entschädigungsmodus für aufgehobene Gefälle und Renten zu finden. Da Nassau den finanziellen Forderungen der Reichsritter schnell entgegenkam, konnte man auf dem Bundestag schon im Jahre 1818 erklären¹⁾, daß die den Reichsrittern zugestandenen Rechte im Herzogtum Nassau auf jeden Fall dem Art. 14 der Bundesakte entsprächen.

3. Die Beendigung der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Regelungen

Nachdem am 7. August 1816 Ibell die Grundsätze über die Regelung der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Verhältnisse aufgestellt hatte, kam man in Nassau schnell zu einem Konsens mit den Mediatisierten.

¹⁾ HStA 290/563

Es wurden Organisationsregelungen geschaffen, die als Priorität die gleichmäßige Vollziehung der Verwaltungsvorschriften und die Einheit des Staates im Auge hatten. Dabei wurden die Standesherrn und Reichsritter zu privilegierten Staatsbürgern degradiert. In der Ausübung der landesherrlichen Gewalt und der standes- und grundherrlichen Gerechtsame in Justiz- und Polizeiangelegenheiten war ein und dieselbe Behörde zuständig. Alle Abgaben und Steuern, die der Landeshohheit zugerechnet werden konnten, waren der Landessteuerkasse überwiesen worden. Nur diejenigen Einnahmen, die aus dem Eigentumsverhältnis bzw. aus einem Vertragsverhältnis flossen, wurden den Mediatisierten belassen. Eine Steuerbefreiung war ihnen jedoch nicht zugestanden worden.

Die Entschädigung für entzogene Einkünfte erfolgte nach einem Durchschnitt in jährlichen Geldrenten und war im Wege des Vergleiches festgesetzt worden, wobei Nassau finanzielle Opfer nicht scheute.

Auch im Hinblick auf die Patrimonialgerichtsbarkeit, die nach den gleichen Grundsätzen wie bei den herzoglichen Behörden zu erfolgen hatte, war es Nassau gelungen, einen auf Kostengründen beruhenden Verzicht der Standesherrn und Reichsritter zu erreichen bzw. diese Gerichtsbarkeit von herzoglichen Beamten ausüben zu lassen. Mit diesen Regelungen war im wesentlichen der Abschluß der standes- und grundherrlichen Verhältnisse erreicht. Zu einer gesetzlichen Regelung der Verhältnisse ist es nicht mehr gekommen. Dies hielt man in Nassau auch nicht für erforderlich¹⁾.

Die Forderungen der Revolutionsjahre 1848/1849 bereiteten das Ende der letzten noch verbliebenen Vorrechte der Mediatisierten.

Nach der am 29. Dezember 1849²⁾ verkündeten Zusammenstellung des nach der bestehenden Gesetzgebung in dem Herzogtum geltenden Staatsrechts, wurde gemäß § 4 der Grundrechte der Adel als Stand aufgehoben und alle Standesvorrechte abgeschafft. Alle Staatsangehörigen, darunter waren auch die Mediatisierten zu verstehen, wurden vor dem Gesetz gleich.

1) HStA 210/8962

2) VOB1 1849 S. 613 - 638

Gemäß § 35 fielen ohne Entschädigung die Patrimonialgerichtsbarkeit und die grundherrliche Polizei samt den daraus fließenden Befugnissen, Exemtionen und Abgaben weg. Dies galt ebenfalls für die aus dem guts- und schutzherrlichen Verbands fließenden persönlichen Abgaben und Leistungen.

Im Hinblick auf die Patrimonialgerichtsbarkeit bedurfte es des § 35 nicht mehr. Er hatte nur noch eine klarstellende Funktion, da die Patrimonialgerichtsbarkeit faktisch nicht mehr vorhanden war.

Als durch das Gesetz vom 20. September 1866¹⁾ das Herzogtum seine staatliche Selbständigkeit verlor und Preußen einverleibt wurde, war von den Vorrechten der Standesherren und Reichsritter nichts mehr übrig geblieben. Sie hatten zu Gunsten der neuzeitlichen Staatenbildung und der damit verbundenen Vereinheitlichung der Staatsverwaltung darauf verzichten müssen. Ihre Besitzungen im Herzogtum Nassau waren Teil eines einheitlichen Ganzen geworden.

¹⁾ VOB 1866 S. 165 - 166

C. Die Mediatisierten unter preußischer Oberherrschaft

Waren schon vor der Eingliederung des Herzogtums Nassau in das Königreich Preußen die Vorrechte der Reichsritter beseitigt worden¹⁾, so mußte sich nunmehr der neue Souverän mit den Sonderrechten der standesherrlichen Familien auseinandersetzen.

In den 1866 mit Preußen einverleibten Ländern trat nach § 2, Gesetz betreffend die Vereinigung des Herzogtums Nassau mit der preussischen Monarchie vom 20. September 1866²⁾, am 1. Oktober 1867 die preussische Verfassung in Kraft. Obwohl es in der staatsrechtlichen Literatur umstritten war³⁾, ob die Standesherrn nach der Vereinigung mit Preußen überhaupt noch Vorrechte beanspruchen könnten, so wurde doch angenommen, daß die Deklaration vom 10. Juni 1854⁴⁾ auch auf die nunmehrigen Standesherrn anzuwenden sei⁵⁾.

Die Vorrechte der nassauischen Standesherrn blieben bestehen, soweit sie nicht darauf verzichtet hatten oder anderweitig durch Gesetz eine Änderung eingetreten war. Es galten die vor 1866 erlassenen landesgesetzlichen Bestimmungen fort. Aber auch im Königreich Preußen wurden die den Standesherrn verbliebenen Rechte immer mehr zu Gunsten einer einheitlichen Staatsadministration verändert.

Die standesherrlichen Vorrechte im einzelnen:

1. Die persönlichen Vorrechte

Den Standesherrn verblieb das Recht der Ebenbürtigkeit und die Zugehörigkeit zum hohen Adel⁶⁾.

Auch die Familienautonomie blieb unangetastet. Erst durch das Gesetz vom 6. Februar und 17. Februar 1875⁷⁾ wurden im Hinblick auf die Volljährigkeit und die Ehemündigkeit geringe Einschränkungen vorge-

1) Meister S. 100

2) PGBI 1866 S. 555 - 556

3) vgl. Meinungsstreit bei Goldschmidt S. 68 - 69

4) PGBI 1854 S. 363

5) Goldschmidt S. 69

6) Dickel S. 18

7) PGBI 1875 S. 97

nommen. Sogar bei der Einführung des BGB blieb sie gemäß §§ 57, 58 EG BGB erhalten und wurde erst durch Art. 1 und Art. 109 der Weimarer Reichsverfassung vom 11. August 1919 aufgehoben.

Die Landesherren waren allgemein der Landespolizeigewalt unterstellt worden¹⁾.

Hinsichtlich der Konstriktionspflicht wurde durch Reichsgesetz vom 9. November 1867 bestimmt²⁾, daß die Mitglieder der standesherrlichen Häuser, denen die Befreiung von der Wehrpflicht vertraglich zugesichert worden war, oder auf Grund besonderer Rechtstitel zustand, von der Wehrpflicht ausgenommen waren.

Ebenfalls erlangten sie durch Gesetz vom 25. Juni 1868³⁾ die Befreiung von der Einquartierungslast. Als weitere persönliche Vorrechte behielten die Standesherrn das Kirchengebet, die Landes- trauer und das Recht der Beibehaltung einer Ehrenwache⁴⁾.

In der Frage des Gerichtsstandes bestimmten die §§ 25, 26 der preussischen Verordnung vom 26. Juni 1867⁵⁾, daß die nassauischen Standesherrn ihren privilegierten Gerichtsstand beibehalten durften, da die Vorschriften der alten Provinzen weiterhin Geltung haben sollten.

Mit der Einführung des Gerichtsverfassungsgesetzes vom 27. Januar 1877 wurde der privilegierte Gerichtsstand in Zivilsachen aufgehoben.

In Strafsachen hatte § 7 EG GVG das Recht auf Austräge nicht berührt. Jedoch sollte dies nur den Häuption der standesherrlichen Familien zugebilligt werden⁶⁾. Die übrigen Familienmitglieder unterlagen der gewöhnlichen Strafjustiz.

Eine Sonderstellung nahmen die Standesherrn auch dadurch ein, daß sie gemäß der Verfassung vom 31. Januar 1850⁷⁾ und der Verordnung

1) Goldschmidt S. 106

2) BGBI NB 1867 S. 131 - 136

3) BGBI NB 1868 S. 523 - 567

4) Dickel S. 26, 28

5) PGBI 1867 S. 1094 - 1103

6) Dickel S. 42

7) PGBI 1850 S. 17 - 35

vom 12. Oktober 1854¹⁾ erbliche Mitglieder der Ersten Kammer waren. Die letzten den Standesherrn gewährten Steuervorzüge wurden durch das Gesetz vom 18. Juli 1892, welches die Personalsteuern regelte, zum Teil entschädigungslos aufgehoben. Die Ausübung der bürgerlichen Gerichtsbarkeit beseitigte § 3 des Gesetzes vom 27. Juli 1875. Dies kam ebenfalls in § 15 II GVG zum Ausdruck, der die Privatgerichtsbarkeit als aufgehoben erklärte. Damit wurde jegliche Art der privaten Gerichtsbarkeit, einschließlich der Forstgerichtsbarkeit aufgehoben.

Da die nassauischen Standesherrn schon 1866 keine Polizeiverwaltungsprivilegien mehr hatten, wurden ihnen diese auch in Preußen nicht mehr zugestanden²⁾.

Zwar war das Patronatsrecht, als Recht gegenüber der Kirche und der Schule, überwiegend weggefallen, jedoch verblieben den Standesherrn diejenigen Rechte, die die Kirchengemeinde- und Synodalordnung vom 10. September 1873 dem Patron allgemein zubilligte.

Im Schulbereich wurde erst durch das Volksschulunterhaltungsgesetz vom 28. Juli 1906³⁾ geregelt, daß die Ernennung, Anstellung und Berufung von Lehrern durch die Schulaufsichtsbehörde vorgenommen werden mußte.

2. Sonderrechte, die sich aus dem Grundbesitz ergeben

Das Jagdrecht wurde durch das Jagdgesetz vom 31. Oktober 1848⁴⁾ entschädigungslos aufgehoben, allerdings verblieb den Standesherrn das Fischereiregal⁵⁾.

War schon in § 250 des Allgemeinen Berggesetzes vom 24. Juni 1865⁶⁾

1) PGBI 1854 S. 541 - 544

2) Goldschmidt S. 178

3) PGBI 1906 S. 335 - 364

4) PGBI 1848 S. 343 - 344

5) Dinkel S. 62

6) PGBI 1865 S. 705 - 760

ausgeführt worden, daß sich an den Rechten der Standesherrn nichts ändere, so wurde diese Regelung auch bei der Novellierung vom 18. Juni 1907¹⁾ beachtet.

3. Die standesherrlichen Beamten

Diejenigen Beamten, die für die Standesherrn die wenigen verbliebenen, untergeordneten Regierungsrechte wahrnahmen, waren in ihrem Amtscharakter den Königlichen Beamten in jeder Hinsicht gleichgestellt; sie wurden jedoch von dem Standesherrn besoldet. Im übrigen war es den Standesherrn unbenommen für ihre Privatangelegenheiten auf eigene Kosten Privatdiener einzustellen.

Dieser Überblick über die standesherrlichen Rechte verdeutlicht, daß auch im Königreich Preußen diejenigen standesherrlichen Rechte im Laufe der Zeit abgebaut wurden, die möglicherweise zu einer Kollision mit der zentral geführten, einheitlichen Staatsverwaltungsorganisation führen konnten²⁾. Waren die Vorrechte der nassauischen Reichsritter schon bei der Einverleibung des Herzogtums in das Königreich Preußen untergegangen, so vermochten die Standesherrn auch unter der preussischen Souveränität nicht mehr ihre Vorrechte zu bewahren. Die wenigen verbliebenen Vorrechte gingen gänzlich mit der Auflösung des Deutschen Kaiserreiches im Jahre 1918 unter.

1) PGBI 1907 S. 139 - 140

2) Gollwitzer S. 35

D. Zusammenfassung

Die Geschichte der Mediatisierungen ist die Geschichte des kontinuierlichen Abbaus von vertraglich zugesicherten Rechten zu Gunsten der souveränen Staatsgewalt.

Die Geschichte der Standesherrn und Reichsritter im Herzogtum Nassau ist unter dem Aspekt der politischen Umstände, die von außerhalb auf Nassau einwirkten und unter dem Aspekt der Formierung einer einheitlichen Staatsorganisation in den verschiedenen Landesteilen zu sehen.

Gerade diese Gesichtspunkte vermögen zu begründen, daß ein Vergleich mit den anderen Rheinbundstaaten bzw. den anderen Staaten des Deutschen Bundes nur unvollkommen möglich ist.

Insoweit kann aber festgestellt werden, daß auch in den übrigen Bundesstaaten die Integrierung der Mediatisierten auf der Grundlage des Rechtsentzuges erfolgte.

Als im Jahre 1806 die nassauischen Standesherrn und Reichsritter der Souveränität Nassau's untergeordnet wurden, waren ihnen in der Rheinbundakte eine ganze Anzahl von Rechten zugestanden worden. Nicht ihr Untergang, sondern die Integrierung in die neuen Staaten war gewollt.

Die Art. 26 und 27 der Rheinbundakte bestimmten zwar die Rechte der Standesherrn und Reichsritter, doch waren diese Normen nicht nur auslegungsfähig, sondern auch auslegungsbedürftig. Das von den Standesherrn und Reichsrittern geforderte ius territoriale subordinatum überschritt die von Nassau gezogenen Auslegungsgrenzen der den Mediatisierten zugestandenen Rechte. Die außenpolitischen Gegebenheiten und die Bildung eines einheitlichen Staates waren Komponenten, die die Begründung bzw. Aufrechterhaltung autonomer Territorien nicht zuließen. Zwar wurden die bestehenden standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Verwaltungsorganisationen

aufgelöst und die Standesherrn und Reichsritter zu privilegierten Staatsbürgern degradiert, doch verblieben insbesondere den Standesherrn beträchtliche Anteile an der öffentlichen Verwaltung. Die Reichsritter behielten zunächst sogar ihre hergebrachten Rechte und nur die Separation der Hoheitseinkünfte bedeutete einen tiefgreifenden Rechtseingriff.

Daß eine Normierung der standesherrlichen und reichsritterschaftlichen Verhältnisse während der Rheinbundzeit und in der Zeit des Deutschen Bundes nicht erfolgt ist, mag damit zusammenhängen, daß sich Nassau einer Flexibilität gegenüber den Mediatisierten nicht begeben wollte, wiewohl man wußte, daß diese Verhältnisse in Bayern, Hessen, Württemberg und insbesondere in Baden verbindlich geregelt worden waren.

Unter Berücksichtigung der von Marschall aufgestellten Organisationsgrundsätze und der gegen Ende des Rheinbundes herrschende Rechtszustand der Standesherrn und Reichsritter kann festgestellt werden, daß sich Nassau in einem beachtlichen Maß an die Bestimmungen der Rheinbundakte hielt und sich auch daran gebunden fühlte. Mit dem Ende des Rheinbundes und der Gründung des Deutschen Bundes war die Konsolidierung des nassauischen Staates noch nicht abgeschlossen. Dies wollte man mit der Ständeversammlung von 1814 erreichen. Für ihre Entstehung war die Erhaltung des politischen Fortbestandes des Herzogtums wesentliche Motivation. War noch während der Rheinbundzeit die Absicht verfolgt worden, die Standesherrn und Reichsritter gänzlich von der Landesadministration auszuschließen, so zeigt deren Beteiligung an der Landstandschaft das Umdenken in der nassauischen Innenpolitik.

Um das Problem der Mediatisierung der Standesherrn und Reichsritter zu lösen, wurde alles unternommen, um eine definitive Regelung zu finden. Waren doch deren Interventionen auf dem Wiener Kongress ungehört verhallt und bestätigte die Bundesakte die in der Rheinbundakte getroffenen Regelungen, so waren sie nunmehr nur noch bemüht, soviel als möglich - insbesondere finanzielle Vorteile - zu erlangen.

Wiederum versuchte Nassau nicht, eine legislative oder administrative Lösung aufzuzwingen, sondern unter Berücksichtigung des Staatszweckes eine einvernehmliche Lösung zu finden. Den Standesherrn und Reichsrittern sollten diejenigen Rechte verbleiben, die nicht notwendigerweise mit der Staatsverwaltungsorganisation kollidieren würden. Im übrigen versuchte Nassau auf dem Wege der finanziellen Kompensation auf mehr oder weniger freiwilliger Basis, den Verzicht der übrigen, den Mediatisierten verbliebenen Rechte zu erreichen. Daß diese langfristige Wandlung letztendlich zum Erfolg führte, war zum Teil auf die Aufhebung der standes- und grundherrlichen Einnahmen zurückzuführen.

Andererseits kam Nassau auch den finanziellen Forderungen der Mediatisierten in großzügiger Weise entgegen.

Staatspolitische Erfordernisse und die Erkenntnis der Standesherrn und Reichsritter in die Unabänderlichkeit der politischen Sachzwänge beendeten eine Entwicklung, die durch die napoleonischen Kriege ausgelöst wurde und durch die Errichtung moderner, zentral organisierter Territorialstaaten gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum Abschluß gebracht wurde.

Harry Münzing

6. 3. 1950 geboren in Haiger-Oberroßbach
Eltern: Reinhold Münzing
und Lydia Münzing, geb. Schlemper
- 1956 - 1960 Besuch der Volksschule in Mainz
- 1960 - 1969 Besuch des Staatlichen Gymnasiums am
Kurfürstlichen Schloß Mainz
4. 6. 1969 Abitur in Mainz
- 1.10. 1969 - 31. 3. 1971 Grundwehrdienst bei der
Bundeswehr
1. 4. 1971 Beginn des Studiums der Rechtswissenschaften
an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz
7. 7. 1975 Erste Juristische Staatsprüfung
- 1.11. 1975 Beginn des Juristischen Vorbereitungsdienstes
in Rheinland-Pfalz
- 19.12. 1975 Heirat
Ehefrau: Petra Münzing, geb. Schalm
17. 2. 1978 Zweite Juristische Staatsprüfung
- 2.10. 1978 Eintritt in den öffentlichen Dienst als
Regierungsrat z.A. bei der Bezirksregierung
Koblenz
17. 7. 1979 Versetzung an das Ministerium für Landwirt-
schaft, Weinbau und Forsten in Mainz
1. 8. 1979 Geburt meines Sohnes Christian
- 9.12. 1980 Rigorosum

